Die Zukunft.

Berlin, den 17. Oktober 1903.

Koch-Dippold.

Die Verkäuferin eines Waarenhauses ist Mutter geworden. Trotzdem Emil ihr hundertmal lachend geschworen hatte, bei ihm habe sie nichts zu fürchten; er kenne den Rummel und sei nicht von gestern. Als keine Selbsttäuschung dann mehr half, als sie ihm das süße Geheimniß, wies im Romanstil heißt, ins Ohr flüstern mußte, ward der Uebermüthige blaß; ein stiller Abend und eine frühe Trennung. Daß sein Vater in solchen Sachen keinen Spaß verstand und einstweilen deshalb nichts zu machen war, wußte sie ja. „Also Kopf hoch, Brust 'raus ... und so weiter! Faule Kiste; aber wir werdens schon fingern." Alles war auch glimpflich abgegangen. Im Mai hatten die Mädel im Rayon die Köpfe zusammengesteckt. Enger ließ das Korset sich nicht schnüren; und eines Tages, bei starkem Fremdenandrang, gabs eine kleine Ohnmacht. „Die is dran!" Doch sie erholte sich schnell, that bis zum Geschäftsschluß stramm ihren Dienst und gestand, sie habe sich, zum ersten Mal, verleiten lassen, in Halensee bis nach Eins zu tanzen. Nach und nach kamen die bösen Zünglein zur Ruhe. Und Emil hatte einen famosen Einfall. „Wozu sind denn die blödsinnigen Reformkleider da? M. W. Façon Regentonne." So gings; und Ende August lag der vierzehntägige Urlaub gerade günstig. Fünf Tage Verspätung: der gemüthliche alte Doktor hatte die Verstauchung des linken Fußes gern bescheinigt. Fräulein war emsig und die Kundschaft hatte nicht zu klagen. Das Kind war in dem Landstädtchen geblieben; bei der würdigen Dame, die es — „Diskretion Ehrensache!" — dem Schoß der Mutter entbunden hatte. Auf Emils Rath. „Sonst rennste jeden zweiten Tag hin, die Bande riecht Lunte und Du fliegst aufs Pflaster." Die Haltefrau verpflichtet sich, jeden Monat mindestens einmal Bericht zu erstatten. „Sie sind doch an keine Engel-

macherin nich gekommen." Der Doktor verspricht, von Zeit zu Zeit nach dem Rechten zu sehen. Auch lebt eine Freundin im Ort. Die meldet im Oktober, das Kleine sehe nicht besonders aus; sie wolle gewiß nicht hetzen, aber das ewige Wimmern könne Einem das Herz abdrücken und mit der Sauberkeit seis nicht allzu weither. Am selben Abend noch muß Emil sich hinsetzen und an den Doktor schreiben. „Damit die liebe Seele Ruhe hat: eingeschrieben." Antwort: Unsinn; mit dem Würmchen sei ja noch nicht viel Staat zu machen, aber wir haben schon kümmerlichere durchgebracht, und wer von Vernachlässigung rede, lüge in seinen Hals; die Freundin habe sich mit der Kostfrau verzankt und finde seitdem plötzlich keinen guten Faden mehr an ihr. „Na also! Wieder mal unnütz alarmirt. Sei friedlich und komm ins Apollo." Der Novemberbericht lautet günstig. „Mein Oskar holt jeden Morgen die beste Milch; und überhaupt..." Zwischen Weihnachten und Neujahr kommt die Todesnachricht; auf einer Postkarte: „Soeben sanft im Herrn entschlafen. Näheres brieflich. Bitten Anweisung für Begräbnißkosten; auch wegen dem Sarge. Wir sind Alle untröstlich." Der junge Arzt, der während der Festwochen den alten vertritt, macht mit dem Totenschein Schwierigkeiten. Die Obduktion ergiebt: völlig ungenügende Ernährung, Mangel an nothdürftigster Reinlichkeit, Anwendung von Schlafpulvern; unmittelbare Todesursache: Zuführung verdorbener Milch und als Folge Brechdurchfall, die der geschwächte Organismus nicht mehr zu überstehen vermochte.

Die Staatsanwaltschaft erhebt die Anklage auf Grund des § 222 St G B: „Wer durch Fahrlässigkeit den Tod eines Menschen verursacht, wird mit Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft. Wenn der Thäter zu der Aufmerksamkeit, welche er aus den Augen setzte, vermöge seines Amtes, Berufes oder Gewerbes besonders verpflichtet war, so kann die Strafe bis auf fünf Jahre Gefängniß erhöht werden." Die Haltefrau wird verhaftet. Sensation im Städtchen. Unter zweihundert Klatschereien wird der Behörde auch die Geschichte von dem Alarmbrief der Freundin zugetragen. „Sie haben die unverehelichte Runge also gewarnt?" „Jawohl, Herr Richter." „Eindringlich?" „Jawohl, Herr Richter." „Mit dem Hinweis auf die für Leib und Leben des Kindes drohende Gefahr?" „Jawohl, Herr Richter." „Und trotzdem hat die Mutter nicht Veranlassung genommen, ihr Kind in Sicherheit zu bringen?" „Nein, Herr Richter; sie hat mir 'nen pikirten Brief geschrieben." „Worauf führen Sie dies unmenschliche Verfahren zurück?" „Gott, Herr Richter, Die ging mit Einem und da hatte sie wohl mehr ihr Vergnügen im Kopf; schon als Kind war sie immer für Theater und so was."

„Da Sie Ihre Pflicht in vollstem Maß erfüllt haben, brauche ich Sie auf die Heiligkeit des Eides nicht ausdrücklich hinzuweisen. Es wird Ihnen, wie ich sehe, schwer genug, eine Jugendfreundin zu belasten. Gerichtsschreiber, nehmen Sie zu Protokol: ‚Ich kenne die unverehelichte Runge von Kindesbeinen an und wir sind bis zu dieser Stunde befreundet. Doch muß ich der Wahrheit die Ehre geben und, nachdrücklich auf die Heiligkeit des Zeugeneides hingewiesen, aussagen, daß sie schon in der Schulzeit durch bodenlosen Leichtsinn oft Aergerniß erregte und ich mich nicht wunderte, als sie sich in Berlin später einem lüderlichen Lebenswandel ergab. Als ihre Unzucht Folgen hatte, kam sie hierher und fand bei der Mohr Aufnahme, einer längst der Engelmacherei verdächtigen Frauensperson, die sie, ohne nähere Erkundigung einzuziehen, lediglich auf Grund eines Zeitunginserates, als Kostkinderpflegerin wählte. Ich muß hier noch betonen, daß die Runge sich nicht schämte, sich in unserer Stadt öffentlich im Zustande höchster Schwangerschaft mit dem Genossen ihrer Unzucht zu zeigen. Ihre Kleidung war so, wie man sie bei Lustdirnen finden soll. Sie wäre also in der Lage gewesen, auskömmlich für ihr Kind zu sorgen. Auf meinen Brief, der ihr meldete, das Kind sei in größter Gefahr und werde nicht am Leben bleiben, wenn es nicht schleunig von der Mohr weggenommen werde, hat sie mir frech geantwortet: ich wolle nur wieder Stänkereien machen und ihr Angst einjagen; das Kind könne gar nicht besser aufgehoben sein. Da ich die Briefe der Runge meinem Bräutigam verheimlichen mußte, wurden sie gleich verbrannt und kann ich sie deshalb nicht an Gerichtsstelle schaffen. Ich muß aber versichern, daß sie auf mich den denkbar schlechtesten Eindruck machten und ich mir schon damals sagte, die Runge müsse nicht das geringste Muttergefühl haben. Namentlich ist mir peinlich aufgefallen, daß sie in der Antwort auf meine Warnung weitschweifig von einem vergnügten Abend erzählte, den sie mit ihrem Unzuchtgefährten in einem sogenannten Tingeltangel verlebt und in einer Kneipe beschlossen habe. Ich habe davon auch meiner Tante Mittheilung gemacht, der Wachtmeisterswitwe Päpke, die es beschwören kann. Mein Brief hat, obwohl er in den stärksten Ausdrücken abgefaßt war und an das Gewissen apellirte, nicht die Wirkung gehabt, die Runge zu der Aufmerksamkeit anzuhalten, zu welcher sie vermöge ihres Mutterberufes besonders verpflichtet war. Vielmehr hat sie mir in cynisch roher Weise geantwortet, ihre Pflicht auch ferner vernachlässigt und damit, wie ich fest überzeugt bin, aus bloßer Vergnügungsucht den Tod ihres Kindes verursacht‘ . . . Einwendungen haben Sie natürlich nicht? Schön. Das Protokol ist also gemäß § 186 St P O

vorgelesen und von der Zeugin unterzeichnet worden. Sie können gehen." Der Assessor bringt dem Staatsanwalt selbst die Akte. „Habe 'ne feine Nummer abgezogen und hoffe, im nächsten Bericht Einen 'raufzukommen. Kegeln Sie abends?" Und erzählt beim Frühschoppen schmunzelnd, in der Sache Mohr werde es noch Ueberraschungen geben. Am nächsten Tag wird auch die Runge verhaftet; vom Ladentisch weg. Da die Hausordnung für solche Fälle sofortige Entlassung vorsieht, weiß sie, daß sie nicht zurückkehren und der Grund der Entlassung im Abgangszeugniß vermerkt werden wird. Sie ist dringend der fahrlässigen Tötung, begangen am eigenen Kinde, verdächtig; und aus aktenkundig gemachten Thatsachen (ihrem unzüchtigen Verhältniß zu dem Buchhalter Emil Schirmer) ist zu schließen, daß sie Spuren der That vernichten und Zeugen zu einer falschen Aussage verleiten werde; auch ist Fluchtverdacht vorhanden. Gemäß § 112 StPO war also ein Haftbefehl zu erlassen.

Hauptverhandlung in der Strafsache wider Mohr und Runge ... „Selbst dieses verthierte Weibsbild aber, hoher Gerichtshof, kann als strafmildernd noch für sich anführen, daß es in drückender Armuth lebte und von der Sorge um sein eigenes Fleisch und Blut, von der schweren Arbeit für Mann und Kinder in Anspruch genommen war. Wir haben gehört, daß die Schlafpulver gegeben wurden, weil der Ehemann Mohr, der Ernährer des Hauses, sonst um seine Nachtruhe gekommen und nicht im Stande gewesen wäre, das für den Haushalt Unerläßliche zu verdienen; und ferner ist thatsächlich festgestellt, daß der jüngste Knabe der Angeschuldigten Mohr ohne dauernde Schädigung mit der selben Milch genährt worden ist wie das Kostkind. Das entschuldigt nichts, erklärt aber Manches. Doch wie soll ich Worte finden, um den Leichtsinn, die Gewissenlosigkeit, die himmelschreiend niedrige Gesinnung der Runge zu schildern, die, um ihr Lasterleben ungestört fortsetzen zu können, zur Rettung ihres Kindes nicht einen Finger rührte? Ihres eigenen Kindes. Das ist der wesentlichste Unterschied. Wir haben gelernt, daß zu den elementarsten Empfindungen des Weibes das Muttergefühl gehört. Mehr noch: wir wissen, daß sogar im Thierreich die Mutter Blut und Leben freudig für ihr Junges opfert. Das Geschöpf, das hier vor Ihnen sitzt und — auch darauf bitte ich zu achten! — im Verlauf dieser Verhandlung noch keine Thräne vergossen hat, ist unter die Stufe der Thierheit herabgesunken. Entsetzten Blickes sehen wir das Bild ihres Lebens sich vor uns entrollen. Ich erinnere an die Aussage des Fräuleins Eppler, einer Jugendfreundin der Angeklagten Runge, und der Witwe Päpke, einer echten, kernigen Soldatenfrau. Diese Zeuginnen, die so offenbar bemüht waren, so weit es die Eidespflicht

irgend gestattete, aus christlicher Nächstenliebe die Runge zu entlasten, haben im ganzen Gerichtssaal ohne Zweifel den Eindruck der Treue, ehrenwerther Zuverlässigkeit und strengster Wahrhaftigkeit gemacht. Und dennoch ergab auch ihr Zeugniß, daß die Runge geradezu frevelhaft gehandelt hat. Sie war gewarnt und schlug die Warnung in den Wind. Sie wurde für leichte Arbeit überreichlich bezahlt, hatte — die Ziffern, die der durchaus glaubwürdige Zeuge Schirmer uns vortrug, sind nicht einmal von der Vertheidigung bestritten worden — von ihrer Unzucht einen Ertrag, der ihr einen weit über ihre Verhältnisse gehenden Luxus ermöglichte, und ließ ihr Kind, die Frucht ihrer Lüste, in Schmutz und Elend verkommen. Aufgedonnert wie eine öffentliche Dirne, schritt sie, am Arm ihres Buhlen, als habe sie kein Auge zu scheuen, am hellen Tag mit den sichtbaren Zeichen der Mutterschaft durch die Straßen eines vom Spülicht der Großstadt, Gott sei Dank, noch verschonten Ortes. Und während ihr Kind sich in Krämpfen wand, saß sie unter anderen Freudenmädchen und lachte über die plumpen Späße der Clowns, über die Zoten bemalter Frauenzimmer. Das geschah, nachdem sie eben erst von der Freundin dringend gewarnt und die Lebensgefahr ihres Kindes ihr zur Kenntniß gebracht worden war. Ich vermuthe wohl nicht ohne Grund, daß sie schamlos in den Armen der Wollust lag, als der Todesengel dem kleinen Bett nahte. Wenn jemals, so hat hier Fahrlässigkeit unter erschwerenden Umständen den Tod eines menschlichen Wesens verursacht. Fahrlässigkeit ist die pflichtwidrige Nichtkenntniß der verursachenden Bedeutung des Thuns oder Unterlassens. Daß die geistigen Fähigkeiten der Angeklagten hinreichten, um den Erfolg als Wirkung des Unterlassens vorauszusehen, kann nicht bezweifelt werden. Wir haben nicht ein stumpfsinniges Dienstmädchen vor uns, sondern eine gebildete, ja, raffinirte Person, deren Scharfblick einen Mangel an Kausalitätvorstellung ausschließt. Trotzdem ich felsenfest überzeugt bin, daß sie gleich nach der Geburt den Vorsatz hatte, ihr uneheliches Kind, als ein Hemmniß ihres lüderlichen Treibens, aus dem Wege zu räumen, erlaubt der Buchstabe des Gesetzes leider nicht, hier § 217 StGB anzuwenden. Um so mehr aber sind wir verpflichtet, die volle Strenge des Gesetzes gegen diese unsittliche Person walten zu lassen. Giebt es einen ernsteren Beruf, ein heiligeres Amt als das der Mutter? In meiner langen Praxis ist mir kein Fall vorgekommen, der so alle Kriterien des § 222 StGB, Abs. 2, deckt wie dieser; keiner, der die mattherzige Unzulänglichkeit unserer von falscher Humanität eingegebenen Strafgesetze so deutlich zeigt. Humanität! Gottes Ebenbildern wollen wir sie, auch wenn sie irrten, niemals verweigern. Dieses entmenschte,

jeder natürlichen Regung bare Wesen aber ..." „Die Strafkammer hat, entsprechend dem Antrag des Herrn Staatsanwaltes, gegen die Angeklagte Runge auf das höchste Strafmaß von fünf Jahren Gefängniß erkannt."

* * *

Herr Kommerzienrath Rudolf Koch, Direktor der Deutschen Bank in Berlin, sucht für seine Söhne Heinrich und Joachim, Knaben von dreizehn und elf Jahren, einen Hauslehrer. Auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege des Inserates. Er würde einem nicht Jahre lang vorher erprobten Manne nicht für eine Viertelstunde den Kassenschlüssel anvertrauen, würde in die Effektenabtheilung der Bank selbst zu untergeordneter Arbeit keinen Menschen aufnehmen, der nicht klipp und klar bewiesen hätte, daß er zuverlässig und in seinem Beruf tüchtig ist. Wenn er seinen Kindern einen Erzieher sucht, begnügt er sich mit einem Inserat. Er könnte, mit einem Jahreseinkommen von durchschnittlich zweihundert tausend Mark, einen reifen Mann engagiren, einen Doktor oder Professor gar: er fahndet nach einem Studenten. Vierzig Offerten laufen ein. Wären in der Annonce etwa „glänzende Bedingungen" verheißen worden, dann hätten sich, statt der vierzig, vierhundert Bewerber gemeldet. Die Wahl fällt auf den Studiosus Dippold, „weil er die besten Empfehlungen hat". Woher? Danach wird nicht ängstlich gefragt. Dippold hat im ersten Semester wüst gebummelt, die Nächte mit Prostituirten verbracht, sich einer Lehrerstochter verlobt, den Vater der Braut um zweitausendsechshundert Mark angepumpt und das Geld mit gemietheten Weibern verlüdert. Als der Darleiher davon hörte, hob er die Verlobung auf. Dippold ließ sich dann in Berlin immatrikuliren, arbeitete aber auch hier wenig und war unter den Kommilitonen als ein roher, jähzorniger, größenwahnsinniger Lümmel verrufen. Nicht fähig, einen lateinischen Satz ohne grobe Fehler zu bilden. Verlumpt und verlogen. Dabei ein Frömmler. Des Morgens bei dem Branntewein, des Mittags bei dem Bier, des Abends bei den Mädchen im Nachtquartier; in der Zwischenzeit schrieb er Briefe über den gottseligen Wandel des Christenmenschen. Einzige Leistung: ein paar Nachhilfestunden, die ihm nicht einmal die Fortsetzung des Studiums ermöglichten; also ohne Doktorhut Kehrt. Aber er hatte „die besten Empfehlungen" und bekam, als er knapp ein halbes Jahr in der Reichshauptstadt war, die Stelle, für die Hunderte redlicher Jünglinge, Hunderte gereifter Pädagogen zu haben gewesen wären. Nach kurzer Zeit schon wird dem Unbewährten, fast noch Fremden gestattet, mit den Zöglingen nach Ziegenberg bei Ballenstedt überzusiedeln. Das ist ein Gut des Herrn Bankdirektors und

Kommerzienrathes. Da haust er ohne jede Kontrole mit den Knaben. Papa ist von Geschäften zu sehr in Anspruch genommen und kann sich um die Erziehung der Kinder nicht kümmern. Mama hat nicht das geringste Verständniß für die Kinderpsyche, nicht die dunkelste Ahnung von den Grundsätzen moderner, halbwegs moderner Pädagogie und glaubt einfach blind, was der Hauslehrer sagt. Ihre Jungen sollen lernen, vorwärtskommen, Renommirsöhne sein. Gehts ohne Prügel nicht, so muß eben geprügelt werden. Dieses Elternpaar, das einen Thiergartenpalast bewohnt und ein stattliches Landgut hat, sorgt nicht einmal dafür, daß Heinz und Jojo — Kosenamen gehören auch in solcher zärtlichen Familie zum Thiergartenstil — so gut genährt werden wie der Sohn ihres Hausdieners oder Pförtners. Die Knaben hungern und frieren; eine mit Mus beschmierte Semmel ist für sie ein Leckerbissen und sie werden auf Reisen in die vierte Wagenklasse gepfercht. Wie sollten Papa und Mama daran denken, in Ziegenberg jeden Monat mindestens revidiren oder sich etwa gar jede Woche den Küchenzettel vorlegen zu lassen? Wozu hat man denn schließlich einen Hauslehrer? Und Mama hatte sich ja anfangs wirklich selbst nach Ziegenberg bemüht. Dippold berichtet Fürchterliches. Beide Knaben treiben Tag und Nacht Manustupration und sind durch keine Ermahnung von diesem Laster abzubringen. Sie sind ungeberdig, faul, frech, ohne die leiseste Spur sittlichen Gefühles. Der Aelteste hat gestohlen; zuerst im Elternhaus, wo er die Kasse des Vaters erbrach und Edelsteine bei Seite brachte, dann in Restaurationen und Läden. Er hat mit Falschmünzen Automaten geplündert, in Kreditvereinen allerlei Waaren gekauft, ohne zu zahlen, und das erschwindelte und erstohlene Geld benutzt, um — ein Dreizehnjähriger — heimlich mit Prostituirten zu verkehren. Denen hat er Goldringe geschenkt und das Luderleben erst aufgegeben, als er von den Frauenzimmern syphilitisch angesteckt war. Das Alles gesteht er selbst. Zweifel? Hier ist seine Namensunterschrift. Papa ist von Geschäften in Anspruch genommen. Und Mama glaubt, „tief erschüttert", Alles, was Herr Dippold berichtet. Sie kennt ihre Kinder so gut, daß sies glauben kann. Sie erkennt, mit dem Falkenblick wachsamer Mutterliebe, den Lehrer so genau, daß sie ihm schreibt: „Ich bedaure nur, daß Gott Sie nicht zwei Jahre früher in unser Haus geführt hat; manches Herzeleid wäre uns dann erspart worden." Eines Tages wird ihr gemeldet, Dippold habe die Knaben grausam geschlagen. Er leugnet auch nicht. Die Züchtigung sei unbedingt nothwendig gewesen; er werde sie aber nicht wiederholen, denn sie reiche aus, um den Jungen das ewige Masturbiren endlich abzugewöhnen. Wenn der Schimmel sich

an einer Glasscherbe verletzt hätte, wäre eine Autorität gerufen worden. Doch Kinder muß man streng halten. Und Papa, der jetzt gerade Bilanzsitzungen hat, darf nicht beunruhigt werden. Ich dachte, sagt die Frau Kommerzienrath, „einen Augenblick daran, die Knaben nach der harten Züchtigung von einem Arzt untersuchen zu lassen, that es aber nicht, weil Herr Dippold davon abrieth. Ich wollte auch wegen der ‚geheimen Sünden‘ einen Arzt zu Rath ziehen, unterließ es aber, weil Herr Dippold sagte, er habe selbst Medizin studirt, sei viel in Krankenhäusern gewesen und verstehe die Sache eben so gut wie ein anderer Arzt.“ Ob diese Angabe wahr ist, wird nicht geprüft. In einem Haushalt, der sich für Zeit und Ewigkeit geschändet fühlen würde, wenn der Kutscher einmal bei Tisch mitserviren müßte, wird die Erziehung, Ernährung, Körperpflege, ärztliche Behandlung der Kinder einem verbummelten Studenten anvertraut. Dippold mißhandelt die Knaben. Dippold wird vernommen und erklärt, die Mißhandlung sei nöthig gewesen, eine ärztliche Untersuchung Heinzens und Jojos würde ein Fehler sein und auf Therapie, Hygiene und Prophylaxis verstehe er sich so gut wie irgend ein Doktor. Dippolds Wort entscheidet und Mama reist, beruhigt, getröstet, entzückt, nach Berlin zurück. Durch Gottes Fügung ward ein Juwel ihrem Hause gewonnen.

Weihnachten sind die Knaben bei den Eltern in Berlin. Papa ist offenbar auch während der Feiertage von den Geschäften ganz in Anspruch genommen. Und Mama weiß zwar, daß Dippold ihre Kinder lahmgeprügelt hat, kommt aber nicht auf den Einfall, sie jetzt wenigstens vom Hausarzt untersuchen zu lassen; sieht sich nicht einmal selbst die kleinen Körperchen an. Ihre mütterliche Sorge beschränkt sich auf die Nachforschung, ob die Jungen wirklich onaniren. Wenn sie Dippolds Angabe glaubte, war sie zehnfach verpflichtet, eine „Kapazität“ um Rath zu fragen; denn daß Knaben von elf und dreizehn Jahren täglich zwölfmal, fünfzehnmal oder noch öfter thun, was Judas Sohn Onan (1 Mose, 38, 9, 10) mit dem Leben büßt, ist am Ende kein gleichgiltiger Alltagsvorgang. Frau Rosalie Koch ist anderer Meinung. Wahrscheinlich hält sie sich selbst für eine Kapazität; und sie bringt dem gewählten Beruf Opfer, die fast über die Menschenkraft gehen. In einer Nacht, spricht sie stolz, „bin ich wohl fünfmal in das Schlafzimmer der Knaben gegangen, bin dicht an ihre Betten herangetreten und habe zu ihnen gesprochen; ich gewann die Ueberzeugung, daß Beide fest schliefen. Nachher sagte mir Heinz, sie hätten sich blos verstellt.“ Das komplizirte den Fall. Entweder log der Hauslehrer frech oder die Jungen betrogen die Mutter mit Gaunerkniffen. Frau Kommerzienrath Koch fand sich nicht bewogen, die Sache zu untersuchen, und

ließ au coeur léger die Kinder mit dem Lehrer wieder gen Ziegenberg ziehen. Warum nicht? „Unser Gut ist sehr idyllisch gelegen.“ Neue Warnungen kommen. Ein Brief: „Dippold ist ein Schweinekerl, denn er frißt das Fleisch mit den Händen vom Teller herunter; er ist ein Saukerl, denn er hat sich besoffen; er ist ein gemeiner Kerl, denn er hat unsittlichen Verkehr mit vielen Frauenzimmern. Dippold ist ein Schuft, ein Spitzbube, ein Schurke. Dich, Mama, nennt er eine hochmüthige Trine, Karl (Kochs Sohn aus erster Ehe) nennt er einen hochnäsigen Kerl, der Vaters Geld verprasse. Heinz Koch. Gelesen: Jojo Koch.“ Wahr oder unwahr: aus diesem Kinderbrief spricht so wilder Haß, so leidenschaftliche Rachsucht, daß kein Vater, keine Mutter, in deren Herzen auch nur ein Funke ernster, vorsorgender Elternliebe glomm, fünf Minuten vor dem Entschluß zaudern durfte, die Kleinen aufzusuchen und dem unhaltbar gewordenen Zustand ein Ende zu machen. Selbst wenn Alles erlogen war, was die Knaben schrieben, war der Erzieher nicht länger zu brauchen, der so wenig verstanden hatte, ihr Kindergefühl an sich zu ketten. Eine Proletarierin hätte nach solcher Kunde den Nothpfennig genommen und sich in der nächsten Frühstunde auf die Eisenbahn gesetzt. Frau Rösäite Koch schreibt einen Brief. Von Berlin sind fünf, sechs Stunden Fahrt; auch die Kosten eines Extrazuges wären in dem Budget des Bankdirektors kaum wahrnehmbar. Frau Koch schreibt einen Brief. Antwort, wie zu erwarten war: Alles erfunden. Heinz sei überhaupt nicht mehr zurechnungsfähig; doch hoffe der Lehrer, cand. iur. Dippold, ihn zu heilen. „Wir wollen Alles in die Hand des Allmächtigen legen, der es sicher zum Guten lenken wird.“ Dann folgen Briefe, die melden, die Knaben litten an Schwindelanfällen, Folgen der Masturbation. Traurig, denkt Mama; thut aber nichts. Unter ihrem Zeugeneid hat sie später ausgesagt, als sie von der Selbstbefleckung der Knaben gehört habe, sei ihr erster Gedanke gewesen, nur der Lehrer könne Heinz und Jojo zu solchem Laster verleitet haben. Ihr letzter Gedanke scheint gewesen zu sein: Was Dippold thut, ist wohlgethan.

Im Januar 1903 war Mama ein Weilchen in Ziegenberg. Sah nichts und hörte nichts. Auch Papa kam; erfuhr, Dippold sei — gerade an diesem Tag — mit den Jungen auf den Brocken geklettert, und reiste, ohne sie gesehen zu haben, vergnügt wieder ab. „Wenn sie solche Tour machen können, müssen sie ja kerngesund sein.“ Ungefähr drei Wochen danach klopft im Morgengrau auf dem idyllisch gelegenen Gut eine zitternde Kinderhand an das Fenster der Gärtnerwohnung. Heinz. Fünf Uhr früh. Eiskälte. Der Knabe halb angezogen. Wimmert um Hilfe. Der Lehrer habe ihn und sei-

nen kleinen Bruder aus tiefem Schlaf geweckt und einen dicken Stock an ihren Leibern zerschlagen; er werde sie gewiß noch umbringen. Heinz hat auf dem Rücken, den Armen große blutige Wunden; Wangen, Augen und Hände sind angeschwollen. Das Würmchen bettelt um Hilfe, um einen Bissen Brot; denn es ist von Hunger entkräftet. Bald darauf holt Dippold seinen Schüler zurück. Der Gärtner fährt nach Ballenstedt und erzählt dem Bürgermeister das grasse Erlebniß. Der telegraphirt an den Herrn Bankdirektor und Kommerzienrath Rudolf Koch, Berlin, Thiergartenstraße 7A. Und nun ists aus mit der Qual. Nun wird dem Hallunken das Handwerk, das schmähliche Handwerk gelegt und noch am selben Tag sitzen die Kinder sicher im prunkenden Elternhaus und werden mit Liebe gepäppelt. Nicht wahr?

Nein. Herr Rudolf Koch hats nicht so eilig. Neunundzwanzigster Januar. Mitten in der Hochsaison. Vielleicht Gäste zu Tisch. Vielleicht zu Gwinners Majestät geladen. Aufsichtrathssitzung. Irgend ein neuer Concern zu bilden. Schließlich ists ja kein Fall, der Eltern zu sofortiger Reise drängen müßte. Herr Rudolf bespricht die Sache mit Frau Rosalie. Das Beste wird sein, den Schwiegersohn hinzuschicken. Rittmeister a. D. Hat also immer Zeit. Famoser Einfall. Und Frau Rosalie thut noch ein Uebriges. Sie bittet Herrn Dr. Vogt, einen Gehirnanatomen, Schüler Forels und Günstling Krupps, nach Ziegenberg zu fahren. Sagt ihm aber nichts von der rohen Mißhandlung. Mehr kann doch wirklich kein Gerechter verlangen. Der Schwiegersohn hats eiliger als der Schwiegerpapa. Er muß schnell nach Berlin zurück, sieht den verspätet eintreffenden Hirnschnittmacher nur noch zwei Minuten und benutzt die Frist, um ihm zuzurufen: „Der Dippold ist entweder ein Schuft oder ein Idealmensch!" Diese wundersame Alternative des Reitersmannes hätte manchen Kontroleur wohl zum Mißtrauen gestimmt. Herrn Dr. — jetzt, wie es scheint, auch schon Professor — Vogt nicht. Ein Doktor vom Lande hätte den Jungen befohlen, sich auszuziehen, und dann die Spur der Mißhandlung, die Wunden und Eiterbeulen, am Leib der Geschundenen entdeckt. Mit solchen Rückständigkeiten giebt der moderne Direktor eine Hirnschnittmustersammlung sich nicht ab. Untersuchung? Veralteter Blödsinn. Herrn Dr. Vogt genügt ein Gespräch mit dem Kandidaten Dippold. Der sagt, eine ärztliche Untersuchung würde seine Autorität bei den Schülern mindern. Alles komme von der ewigen Masturbation. (Was den Arzt nicht etwa veranlaßt, sich wenigstens mal die Genitalien der Kinder anzusehen.) Züchtigung sei nöthig, doch werde nur der dafür geeignetste Körpertheil manchmal mit einer dünnen Gerte bearbeitet. Der Arzt antwortet, sehr vernünftig,

Prügeln nütze nicht und die üble Folge der Onanie werde von Laien beträchtlich überschätzt. Läßt sich Dippolds Erziehungmethode schildern, verschreibt ein Schlafpulver, räth, Heinz und Jojo jeden Monat einem Neurologen vorzuführen, und dampft ab. Gemeinsame Meldung des Ritt- und des Schnittmeisters: Alles in schönster Ordnung. Der Lehrer hält mit den Schülern sogar weihevolle Andachtübungen und ihr Wohl, er sagt es ja selbst, liegt ihm Tag und Nacht am Herzen. Herr Dr. Vogt schließt seinen Bericht — in dem weder von Kontrole noch von Neurologie mit einer Silbe die Rede ist — mit der Frage: „Wie sind Sie, Frau Kommerzienrath, nur zu diesem idealen Menschen gekommen?" Frau Rosalie ist selig. Wenn ihr Dippold, der neulich den Wunsch aussprach, wie Christus am Oelberg zu ruhen, nur erhalten bleibt! Er drohte, den Dienst zu kündigen. Mama sendet ihm „tausend Dank und fünfhundert Mark Extrahonorar als Anerkennung Ihrer großen Aufopferung." Um dieses Resultat zu erreichen, war Heinz früh um Fünf, blutend, halb nackt, halb verhungert, dem Haus entlaufen, der Gärtner nach Ballenstedt gefahren, vom Bürgermeister an die Eltern telegraphirt worden.

Noch mehr wird erreicht. Dippold erklärt, nur bleiben zu wollen, wenn er mit den Knaben nach Drosendorf, in seine Heimath, übersiedeln dürfe. In Ziegenberg, wo Gärtner und Dienstboten ein Erziehungsystem beschwatzen, das sie nicht verstehen, sei nichts Rechtes zu machen; namentlich nicht mit Heinz, der moralisch ganz verkommen sei. Der Lehrer brauche volle Ruhe; „die Kontrole durch Herrn Dr. Vogt wolle er sich gern gefallen lassen" (was man ihm nachfühlen kann). Frau Kommerzienrath willigt ein. Herr Kommerzienrath schreibt an seine Söhne, er billige Alles, was Dippold anordne, der sie zu tüchtigen Menschen erziehen werde, wenn sie ihm aufs Wort gehorchten. Also auf nach Drosendorf, das auch „idyllisch liegt". Am siebenzehnten Februar 1903 wird die Reise angetreten. Von Ballenstedt bis Hof vierter, von Hof bis Nürnberg dritter Klasse. Acht Tage danach schreibt Frau Rosalie an den „idealen Lehrer": „Nun ist Alles geschehen, um Ihren Willen zu erfüllen. In Drosendorf wird Niemand Sie stören, am Wenigsten Jemand aus unserer Familie". Worauf Kommerzienraths fröhlich nach Nizza reisen; denn auch ein unter der Last der Geschäfte fast zusammenbrechender Bankdirektor, der „die Sorge für die Kinder seiner Frau überlassen muß", hat die Pflicht, den März an der Riviera zu verrepräsentiren. Am zehnten März liegt Heinz Koch tot im Bett. Der Lehrer hatte den Sterbenden, der flehentlich bat, liegen bleiben zu dürfen, mit Fußtritten in Bewegung gebracht, zu Turnübungen und einem eiskalten Bad gezwungen. Als Heinz

schlecht turnte, mußte Joachim ihn mit einem Stock prügeln. Als er zweimal ohnmächtig wurde, brüllte Dippold: „Das Luder verstellt sich blos!“ Dem Verröchelnden wird ein Knebel in den Mund gestopft. Beim Entkleiden und Säubern der Leiche muß Jojo helfen. Dann wird der Bezirksarzt gerufen; „zu einem Schwerkranken“. Dippold schildert ihm zwei Stunden lang die Verruchtheit der Familie Koch. Der Arzt will den Kranken sehen. Ist schon tot. Ergebniß der Leichenschau: der ganze Körper zerschlagen; überall blutige Striemen und eiternde Wunden; von Syphilis oder onanistischer Ausschweifung keine Spur. Auch Joachim wird nun endlich untersucht. Gesicht, Brust, Rücken, Beine, Arme mit Blut unterlaufen. Das Kind, das vom Scharlach her ein Ohrenleiden hat, ist durch Schläge am Kopf arg verletzt, konnte gerettet werden, stand aber vor der selben Gefahr, der sein Bruder erlag. Das war der Befund am zehnten März. Zwölf, dreizehn Tage vorher hatte Mama an den Hauslehrer geschrieben: „In Drosendorf wird Niemand Sie stören, am Wenigsten Jemand aus unserer Familie.“

Unter dem dringenden Verdacht, durch „Körperverletzung mittels eines gefährlichen Werkzeuges“ den Tod Heinzens herbeigeführt zu haben, wird Dippold verhaftet. § 226 StGB: Zuchthaus oder Gefängniß nicht unter drei Jahren. Der Erste Staatsanwalt des bayreuther Landgerichtes versichert, die Sektion habe den entsetzlichsten Anblick geboten, den er sich vorstellen könne. Schwurgerichtssache. Voruntersuchung und Hauptverhandlung bringen Thatsachen ans Licht, die in einem Pfennigkriminalroman wie alberne Uebertreibungen wirken müßten. In mancher Nacht hat der Lehrer sechs dicke Stöcke an den Schülern zerprügelt. Die Knaben mußten die Schläge laut zählen; bis zu fünfzig. Dazu kamen Fußtritte und Faustschläge auf Gesicht, Schädel, Genitalien. Nachts mit Stricken auf den Tisch oder die Matratze gebunden. Oft mußten die Jungen im kalten Zimmer Stunden lang nackt vor dem Bett stehen; barfuß, mit Frostbeulen, durch den Schnee laufen; einem in raschestem Tempo fahrenden Wagen nachrennen, bis sie athemlos zusammenbrachen; mit entblößtem Unterkörper turnen oder Herrn Dippold, der sich auf dem Sofa räkelte, Küßchen geben; in ihren Betten wurden fast täglich breite Blutflecke gefunden. Der Lehrer legte sich splitternackt zwischen die Schüler, mißhandelte sie und redete ihnen so lange ein, sie hätten Manustupration getrieben, daß sies endlich zugaben. Alles gaben sie zu. Onanie, Diebstahl, Betrug; um nur ein Bischen Ruhe zu haben. Einmal bedrohte Dippold den älteren Knaben mit offenem Messer; mehr als einmal schlug er den jüngeren mit einer Eisenstange. Zwei Schuldfragen: vorsätzliche Körperverletzung mittels

gefährlichen Werkzeuges (Joachim), das Selbe mit tötlichem Ausgang (Heinrich Koch); beide Fragen werden von den Geschworenen bejaht, mildernde Umstände nicht als vorhanden angenommen. Sämmtliche Sachverständige — zu ihnen gehört, trotz der ziegenberger Leistung, auch Herr Dr. Vogt — erklären, „die freie Willensbestimmung des Angeklagten sei nicht ausgeschlossen gewesen". Keine Phantasie vermag einen gräßlicheren Fall zu erträumen. Der Gerichtsspruch aber bleibt um sieben Jahre unter dem höchsten zulässigen Strafmaß. Herrn und Frau Kommerzienrath Koch werden vor, während und nach ihrer Zeugenaussage Mitleidsovationen bereitet und Trauerkränze gewunden. Kein noch so sanft mahnendes, vorwerfendes Wort. Und der Vertreter der Staatsanwaltschaft beginnt seinen Schlußvortrag mit den Sätzen: „Im großen Publikum war der Glaube entstanden, das Ehepaar Koch sei an dem Tode des Kindes mindestens moralisch mitschuldig. Die öffentliche Verhandlung hat diesen Glauben gründlich zerstört. Der Angeklagte hatte die Frechheit, zu behaupten, die Eltern kümmerten sich nicht um ihre Kinder. Die Verhandlung hat ergeben, daß die Eltern nicht die geringste Schuld trifft."

* * *

Der Fall Runge ist erfunden, kann aber morgen in jedem Landgerichtsbezirk Wirklichkeit werden. Der Fall Koch-Dippold hat sich in der ersten Oktoberdekade am Rothen Main vor Alldeutschlands entsetztem Auge abgespielt. Alldeutschland hat seitdem wieder einen Oger. Einen wirklichen, der in der Geschichte der Sexualpsychopathie fortleben wird. Bald ist ein Halbjahrtausend verstrichen, seit Gilles de Rays hingerichtet wurde, der Marschall von Frankreich, der achthundert Kinder, hundert in jedem Jahr, geschändet, unter wollüstigen Schauern getötet und die hübschesten Köpfchen zum Andenken aufbewahrt hatte. Genau hundert Jahre, seit Donatien Alphonse François Marquis de Sade auf Bonapartes Befehl nach Charenton geschleppt und bis an sein Lebensende in die Irrenzelle gesperrt wurde. Gilles de Rays hatte sich an suetonischer Gräuelmalerei berauscht. Der célèbre Marquis gab den Paräftheten des Geschlechtsempfindens die Histoire de Justine ou les malheurs de la vertu und die Histoire de Justine ou les prospérités du vice, — die berühmtesten, berüchtigtsten Teufelsbibeln sexueller Perversion. De Sade, der Schaffende, war interessanter als De Rays, der Anempfinder. Revolutionär bis ins Mark der Knochen; überzeugtes Mitglied des Pikenklubs, wo er dem Angedenken des unermeßlichen Marat eine Weiherede hielt; Tod den Tyrannen und Haß dem Herrgott seine Losung; seine Weltanschauung sieht ein amoralisches, von bösartigen Molekeln bewegtes

Menschenmaschinenreich; sein Hauptvergnügen war, während der Paarung Frauen die Adern zu öffnen oder stark blutende Fleischwunden beizubringen; war solche Lust nicht zu haben, so begnügte er sich, seine Tischgäste mit Kantharidien zu vergiften. Wo Grausamkeit sich der Wollust gesellte, sprach die französische Literatur schon seit dem Jahr 1810 von Sadismus; und nicht den Namen zwar, doch die Anomalie hat, von indischen Mythologen bis auf Novalis, Görres, Kleist, Blumröder, Feuerbach, Lombroso, mancher Künstler und Gelehrte gekannt. Richard von Krafft-Ebing gab 1886 die erste umfassende Kasuistik und schränkte zugleich den Begriff des Sadismus ein, zu dessen Erklärung er zwei konstitutive Elemente anführt: in überreizbaren Wesen entsteht im sexuellen Affekt der Drang, dem Gegenstande der Begierde Schmerz zu bereiten, um so die Macht der Einwirkung zu deutlichstem Bewußtsein zu bringen; die Eroberlust des Mannes wird unter pathologischen Bedingungen zum Verlangen nach schrankenloser Unterwerfung und mitleidloser Peinigung des Weibes. Im zweiten Bande von Feuerbachs Sammlung „Merkwürdiger Kriminalrechtsfälle" steht die grause Geschichte von Andreas Bichel, dem Mädchenschlächter; und der „Königlich Bayerische Wirkliche Frequentirende Geheime Rath", der den Bichel nicht gerädert, sondern enthauptet sehen wollte, leitet sie mit den Sätzen ein: „Eine menschliche Seele ohne alles menschliche Gefühl, Verbrechen, die an Grausamkeit, Tücke, Kaltblütigkeit das Höchste erreicht haben, was des Menschen Wille zu erreichen vermag: Diese sind der Gegenstand dieses Vortrages. Ich bedarf aller Kräfte der Selbstüberwindung, um bei dem empörten Gefühl schwer beleidigter Menschheit jene Ruhe zu bewahren, welche die Pflicht des Amtes von mir fordert." Fast besser noch als auf den von Lombroso mitgetheilten Fall des Verzeni, auf den Frauenmörder von Whitechapel und auf Krafft-Ebings Knabengeißler passen diese Worte auf Dippold, den Bauernsohn und Priesterzögling, der nach verfrühter, wüster und langer Ausschweifung konträre Sexualempfindung sadischer Neigung vereint. Ein Lehrer, der seine Schüler schändet und sie dabei noch, um sein Lustgefühl zu steigern, langsam zu Tode martert: Priapos selbst hat Gräßlicheres am Hellespont niemals erschaut. Penthesilea und Messalina erröthen schamhaft in solchem Anblick; und Katharina von Medici, die das Auge an den gepeitschten Gliedern ihrer Hofdamen weidete, steht wie ein harmlos lüsterndes Jüngferchen neben dem Bayern aus Drosendorf, der in die Gräuelreihe der De Rays und De Sade gehört.

Und dennoch... Trotz dem Ersten Staatsanwalt am bayreuther Landgericht will die Frage noch nicht verstummen, ob Dippold allein schuldig

ist. „Wer eine wegen jugendlichen Alters hilflose Person, die unter seiner Obhut steht, in hilfloser Lage vorsätzlich verläßt, wird mit Gefängniß nicht unter drei Monaten bestraft. Wird die Handlung von leiblichen Eltern gegen ihr Kind begangen, so tritt Gefängnißstrafe nicht unter drei Monaten ein. Wenn durch die Handlung der Tod verursacht worden ist, tritt Zuchthausstrafe nicht unter drei Jahren ein." Unzählige Mütter hat dieser § 221 schon ins Zuchthaus gebracht; und nicht immer wards mit dem „Vorsatz" gar so genau genommen. Von einem Vorsatz kann in unserem Fall nicht die Rede sein; doch der nächste Paragraph, der nicht nur im fingirten Fall Runge angewandt wurde, bedroht Eltern, deren Fahrlässigkeit den Tod eines Kindes herbeiführt, mit der Maximalstrafe von fünf Jahren Gefängniß; und auch die fahrlässige Körperverletzung wird besonders streng an Denen geahndet, die „vermöge ihres Amtes, Berufes oder Gewerbes besonders zu der Aufmerksamkeit verpflichtet waren, welche sie aus den Augen setzten." Die Nichtanspannung der Aufmerksamkeit, sagt Geheimrath von Liszt, erscheint als Willensschuld; und er fügt hinzu, der Mangel an Voraussicht erscheine auch als Verstandesschuld, wenn die Frage nach dem geistigen Können des Thäters bejaht werden müsse. „Fahrlässigkeit ist die pflichtwidrige Nichtkenntniß der verursachenden Bedeutung des Thuns oder Unterlassens; pflichtwidrig ist die Nichtkenntniß, wenn der Thäter sie hätte erlangen sollen und können." Nach dieser Norm werden Leute eingesperrt, die nicht bedacht hatten, daß in der Tasche des Ueberrockes, den sie in der Theatergarderobe abgaben, eine Schußwaffe stecke, die sich entladen und einen Menschen verletzen könne. Sollte und konnte das reiche Ehepaar Koch, nach Allem, was warnend vorausgegangen war, Kenntniß davon erlangen, daß ihrer Kinder Leben unter der unumschränkten, unkontrolirten Herrschaft eines durch Lüderlichkeit aus dem Gleis geworfenen Burschen gefährdet sei? Sollte und konnte das kluge Paar Kenntniß vom Vorleben Dippolds erlangen? Einem frömmelnden Rechtskandidaten die ärztliche Behandlung zweier Kinder anvertrauen, deren psychische und physische Gesundheit es zerrüttet wähnte? Sollte, konnte, mußte festgestellt werden, allerspätestens nach der Depesche des Bürgermeisters von Ballenstedt, wie in Ziegenberg und im nicht minder idyllisch gelegenen Drosendorf das große Wort Hippels gedeutet wurde: „Erziehen heißt: wecken, was schläft, kühlen, was brennt, mit Schnee reiben, was erfroren ist"? .. Unsere Rechtspflege kann in guten Stunden auch mild sein. Wir haben, nur wir, noch Staatsanwälte und Richter, die an die altmodische Mär von den bis zu völliger Erschlaffung überbürdeten Bankdirektoren inniglich glauben und von Hupka

und Bockgadt, von der Geographie der Luxathletik, von Spielkarten und anderer Klubluft, von den kleinen und großen Diners nicht mehr gehört haben als der neue Pharao einst von Joseph. Und wir haben kein Femgericht, das solche spottbillige Ausrede mit Friedlosigkeit straft und den Sündern wider die einfachste, kaum schon als Menschenprivileg zu betrachtende Elternpflicht das Gastrecht auf Wasser und Feuer abspricht. Aqua et igne interdictus. Lang ists her. Nicht einmal das sanftere Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich tritt unbarmherzig stets, ohne Ansehen der Person, in Kraft. Da steht im § 1666: „Wird das geistige oder leibliche Wohl des Kindes dadurch gefährdet, daß der Vater das Recht der Sorge für die Person des Kindes mißbraucht oder das Kind vernachlässigt, so hat das Vormundschaftgericht die zur Abwendung der Gefahr erforderlichen Maßregeln zu treffen." Das gilt, nach § 1686, auch für die elterliche Gewalt der Mutter. Wo aber wäre Jojo besser aufgehoben als unter der Obhut von Papa, der die Söhne aus erster Ehe zu „erstklassigen Menschen" erzogen, und von Mama, die dem Schinder „für seine Aufopferung ein Extrahonorar von fünfhundert Mark" geschickt hat? Jetzt wird sich im Hause Thiergartenstraße 7A für den zufällig überlebenden Knaben ja vielleicht sogar ein Unterrichtszimmer freimachen lassen. Und am Ende entbürdet die Deutsche Bank den allzu geplagten Papa bald beträchtlich ... Wir sind human. Wohin nun das Auge blickt: Mitleid, Theilnahme, judenchristliche Menschenliebe. Und das Leitmotiv: Furchtbar, daß eine so vornehme Familie ohne die Spur eigenen Verschuldens so grausam heimgesucht ward. Es ist eine Lust, zu leben.

In einer Mußestunde sollten die Mitleidigen einen Gelehrten fragen, ob der unverehelichten Runge die Muttergewalt nicht geschmälert worden wäre, wenn ihr Kleines den Brechdurchfall überstanden und die Anklage wegen fahrlässiger Körperverletzung dennoch Erfolg gehabt hätte. Inzwischen wollen wir Ungelehrten uns ausmalen, wie es in Bayreuth gekommen wäre, wenn ein rauherer Gerichtshof Herrn oder Frau Koch oder Beide der Fahrlässigkeit dringend verdächtig gefunden und — wegen Gefahr der Kollusion mit Jojo und anderen kommerzienräthlicher Macht unterstellten Zeugen — in Untersuchunghaft genommen hätte. Dann wurden sie nicht beeidet, waren also auch nicht „durchaus glaubwürdig", hätten gegen allerlei beschworenen Dienstbotenklatsch zu kämpfen und vielleicht manches unzärtliche Wort herunterzuschlucken gehabt. Und der Vertreter der Anklage hätte dann im Schlußvortrag wahrscheinlich von der gewaltigen sozialen Lehre dieses Prozesses gesprochen, der in blutrothen Schriftzeichen die alte Wahrheit erneue, daß sorgende Elternliebe allein reichen wie armen Kindern sichere Häuser baut.

Ein Gerichtshof über Weltliteratur.

Im Jahre 1753 stiftete Lovisa Ulrika zu Stockholm ihre Akademie für schöne Literatur; und zur schönen Literatur wurde damals Geschichte, alte Sprachen, Alterthümer, Münzenkunde und Aehnliches gerechnet. Als Gustav III. 1786 diese Zusammenstellung von Wissenschaft und Literatur als unförmlich erkannte, stiftete er die Schwedische Akademie für seine Belletristen und ließ Archäologen und Archivare in der umgebildeten Akademie bleiben, die nun Akademie für Literatur, Geschichte und Archäologie genannt wurde. Die Schwedische Akademie sollte „eine Vereinigung von Schwedens hervorragendsten Dichtern sein, ohne Rücksicht auf ihre gesellschaftliche Stellung".

Das scheint ja klarer Bescheid zu sein. Aber wie hat man die Statuten befolgt, die man unermüdlich als Grundgesetz citirt? Ja, in der Schwedischen Akademie sitzen jetzt: zwei Reichsarchivare, ein Reichsantiquar, ein Universitätbibliothekar; außer ihnen Professoren, Bischöfe und ein Gesandter; keiner von diesen Herren ist „literarisch" in der eigentlichen Bedeutung des Wortes. Von der ganzen Gesellschaft sind nur Vier Dichter, aber auch nur in ihren Mußestunden. Kein einziger hat sein Leben ungetheilt der Dichtkunst gewidmet.

Warum die Historiker da sitzen? Früher war die Geschichte Lobrede und wurde zur Literatur gezählt; aber jetzt ist die Geschichte Wissenschaft und darum sollten Annerstedt, Odhner, Hildebrand und Hjärne ruhig in ihrer Akademie für Geschichte und Archäologie sitzen bleiben und sich nicht in die Vereinigung für Schwedens hervorragendste Dichter drängen (die da herausgedrängt sind). Von einer Seite ist eingewandt worden, die Geschichtschreibung sei Kunst. Gut; aber dann müßten unsere Historiker in die Kunstakademie hineinzukommen suchen, wo sie wohl mit offenen Armen — vom Grafen Rosen*) empfangen werden würden. Und Professor Mommsen hätte die „königliche Medaille" bekommen sollen, aber nicht den Nobelpreis.

Warum sitzen die Bischöfe da? Weil sie geistliche Redner sind, antwortet man. Sind, fürs Erste, Billing, Rudin und Rundgren Redner? Ist es Beredsameit, eine Rede niederzuschreiben, sie auswendig zu lernen und sie laut zu verlesen? Fürs Zweite: Will ein so empfindliches Gewissen wie das Rudins seine prophetische Wirksamkeit unter die Kategorie Dichtung zählen und meint er, das Wort Gottes, das er verkündet, gehöre zur Schönliteratur und werde am selben Tag beurtheilt wie Anatole Frances „Frivo-

*) Bei der kürzlich vollzogenen Ersatzwahl für den verstorbenen Lyriker Grafen Snoilsky wählte die Schwedische Akademie den Maler Grafen Rosen, der sich aber durch die öffentliche Meinung veranlaßt sah, abzulehnen, worauf der Historiker Professor Hjärne gewählt wurde. (Der Uebersetzer Emil Schering.)

litäten" oder die „Gottlosigkeiten" des Epikuräers Sully-Prudhomme?*) Nein: Beredsamkeit ist etwas Anderes und ist eine seltene Gabe im schwedischen Lande; ist manchmal im Reichstag zu finden, oft in Klubs, niemals auf der Kanzel. Hört man an einem offenen Grabe geistliche Beredsamkeit, so ist es von einem Laien. Also können wir ungestraft die geistlichen Redner aus der Akademie streichen. Geschriebene Beredsamkeit können alle Schriftsteller leisten — und viel besser —, aber die wird nicht dazu gerechnet.

Warum sitzen die Sprachforscher dort? Sie sollen die schwedische Sprache pflegen und ausbauen, sagt man. Nein, gute Herren! Die Sprache ist ein lebendes Wesen, das aus der Zeit hervorwächst. Die Sprache entsteht, aber wird nicht gemacht. Bei den Menschen der Zeit entsteht sie und die Dichter nehmen sie auf, fixiren sie und geben sie geschliffen und eingefaßt zurück. Die Wörterbuchverfasser sammeln und ordnen sie dann aus den Schriften der Dichter; und sie sind Diener, nicht Herren. Die schwedische Sprache der Zeit mit ihrem großen Reichthum an Worten und Formen ist nicht aus dem Wörterverzeichniß der Akademie geholt, sondern sie ist aus den besonderen Sprachen aller Klassen, der Industrie und der Berufszweige bereichert und jüngst durch die Mundarten aufgefrischt. Also fort mit den Wortwurzlern!

Warum sitzen die Literaturhistoriker da? Professor Ljunggren hat meines Wissens keine Literatur geschrieben, wohl aber über Literatur. Dieser Akademietyp wird jetzt zu Denen gerechnet, die selbstverständlich in die Akademie gehören, und wir haben noch mehr Kandidaten dieser Art. Aber die Akademie sollte ja eine repräsentative Versammlung Derer sein, die die Literatur der Zeit schreiben. Nein: die Literaten der Zeit sind ausgeschlossen, aber die Literaturhistoriker gehören selbstverständlich hinein. Das ist Gerechtigkeit und Vernunft. Zu den Selbstverständlichen gehörten jüngst auch die Uebersetzer. So saß Kullberg da als Uebersetzer Tassos, Strandberg als Uebersetzer Byrons und Rydberg kam nicht als Dichter hinein, sondern als Uebersetzer von Goethes Faust. Augenblicklich werden wieder zwei Uebersetzer als Kandidaten genannt. Das ist ja wunderschön. Wer über Literatur schreibt und wer Literatur übersetzt, gehört ganz natürlich in die Akademie; ausgeschlossen sind aber Alle, die ihrer Zeit die Literatur schaffen.

Warum sitzt der Histologe Professor Retzius in der Vereinigung der Literaten? Er selbst stellt wohl nicht so große literarische Forderungen an sich, wie die Bosheit behaupten wollte; aber als Wissenschaftler sitzt er in der Akademie der Wissenschaften, — und mit Recht. Das ist doch genug. Warum dann noch in der Akademie für Literatur?

*) Sully-Prudhomme hat des Materialisten Lucretius „De rerum natura" übersetzt und im Vorwort seine Zweifel an den höchsten Dingen ausgesprochen. Das müßte Professor Rudin lesen, sofern er es nicht gelesen hat, ehe die Akademie Sully-Prudhomme den Nobelpreis für Literatur „idealer Richtung" gab.

Sitzt der Staatsrath von Ehrenheim der Literatur wegen da? Das glaubt man. Früher wurde ein verabschiedeter Staatsrath Landeshauptmann; jetzt wird die Akademie für ihn als Sinekure benutzt, wie das Postamt früher für den Major.

Und dann ist da der Gesandte B. Kenne ich nicht!

Schließlich die vier Literaten Melin, Nyblom, Gellerstedt, Wirsén: Dilettanten und Verseschmiede, die sich unsinnig durch die Gesellschaft geehrt fühlen.

Das ist die Schwedische Akademie!

Die Schwedische Akademie war um 1880 eine lächerliche Einrichtung, die man in literarischen Kreisen nicht im Geringsten beachtete. Als aber in den neunziger Jahren diese Institution durch Nobels Stiftung zum Gerichtshof über die moderne Weltliteratur erhoben wurde, da war die Akademie Etwas. Aber da mußte sie selbst, wenn sie Ehre im Leibe hatte, sich für inkompetent erklären und sich als Forum ablehnen. Denn Richter dürfen nicht in unbekannter Sache und nicht nach Hörensagen richten. Wie viele von den Mitgliedern der Akademie lesen Literatur? Wie viele besuchen Theater? Hat Professor Rudin oder Bischof Billing Zolas Romane gelesen oder Ibsens Stücke gesehen? Ich weiß es nicht; aber wagt der Professor und der Bischof in der Jury zu sitzen, ohne die Akten des Prozesses eingesehen zu haben, dann ist ihr Leichtsinn und ihre Unbedachtsamkeit strafbar. Das erste Urtheil, das die Akademie zu Gunsten des nicht des großen Preises würdigen Sully-Prudhomme fällte, war eine Ungerechtigkeit; das zweite Urtheil zu Gunsten Mommsens war eine Ungesetzlichkeit, denn Geschichte ist Wissenschaft und nicht Literatur.

Ein Menschenalter von Ungerechtigkeiten in ihren Preisverleihungen hat die Akademie auf ihrem Gewissen. Dazu sind nun Ungesetzlichkeiten gekommen, da sie ihre Statuten willkürlich auslegt und da sie soeben dem letzten Willen eines Verstorbenen Gewalt angethan hat; denn Alfred Nobels Testament ist nicht respektirt worden. Diese Institution hat der heranwachsenden Jugend ein schlechtes Beispiel gegeben, da sie gezeigt hat, daß Ungesetzlichkeiten und Ungerechtigkeiten den höchsten Schutz genießen, und sie muß zur Verantwortung gezogen werden, da sie Parteilichkeit und Willkür übt; fährt sie aber fort, den literarischen Nobelpreis in der selben Art wie bisher zu vertheilen, dann wird sie Schande über unser Land bringen.

Alfred Nobels Gedanke war schön: er wollte unserem unbemerkten Vaterlande eine Hegemonie in der Literatur schaffen; aber er kannte weder die Literatur noch die Akademie. Die Literatnr der Zeit ist der Roman und das Drama; doch unter den vier literarischen Beisitzern der Akademie ist kein Romancier, kein Dramatiker. Achtzehn unliterarische Räthe und nicht ein kompetenter Richter. Das ist kein Gerichtshof! Das ist nichts!

Stockholm, September 1903. August Strindberg.

Amoralische Kriegsgeschichte.

Keine Wissenschaft wird jemals ausgelernt; am Wenigsten die der Geschichte. Sie ist von einer Mannichfaltigkeit, einem Reichthum wie keine zweite, denn alle Wissenschaften gehören ihr bis zu einem gewissen Grad an. Erschwert schon Das ihren Betrieb, so gesellt sich noch hinzu: die Aufbewahrung und die Art ihres Materials. Das pflegt weit verstreut zu sein in Archiven, Bibliotheken und Sammlungen und ist stets aus den Ereignissen heraus, unter bestimmten Verhältnissen, erwachsen, weshalb sich oft der Thatbestand nur ungenügend, noch seltener der genaue Zusammenhang und am Seltensten Gründe und Ursachen feststellen lassen. Hier ist eine Wechselwirkung zwischen dem Material und dem Denken und Empfinden des Forschers nöthig; denn es kommt nicht nur darauf an, was, sondern auch, wie man es schildert. Auffassung und Gestaltung erweisen sich für den nichtzünftigen Leser oft wichtiger als die Genauigkeit von Daten und Zahlen. Je nach der Denk- und Empfindungweise kann diese Auffassung nun bei dem selben Gegenstand weit auseinanderklaffen. Solche Fälle bietet die Geschichte überall; und oft handelt es sich dabei um die hervorragendsten Personen und die wichtigsten Ereignisse. Das ist beklagenswerth, weil es der ganzen Wissenschaft einen Zug von Unfertigkeit giebt, ihr den Stempel der Unsicherheit verleiht. Aber bei der allgemeinen Sachlage läßt es sich nicht vermeiden; verschiedene Menschen betrachten den selben Gegenstand eben verschieden. Immerhin sollten hier gewisse Grenzen bestehen. Wird gegen die Gesetze der Moral verstoßen, dann sinkt die Geschichte, trotz all ihren Entdeckungen, trotz ihrer technischen Höhe, zur Dirne herab und verführt, statt zu erziehen.

In vollem Umfang können solche Verirrungen natürlich nur in abgeschlossenen Leistungen hervortreten; aber sie sind auch schon in Einzelfällen fühlbar, die das Denken und Empfinden des Schreibenden widerspiegeln. Bei der Verwirrung der Geister, die jetzt vielfach herrscht, bietet die neuste Geschichtliteratur natürlich zahlreiche Fälle, wo der vorurtheillos Denkende den Kopf schütteln muß. Ich will einen solchen Fall auswählen und erläutern. Er ist dem Leben Napoleons entnommen. Auf seinem egyptischen Feldzug erschien der damalige General Bonaparte vor Jaffa. Der türkische Befehlshaber des Platzes verweigerte die Uebergabe, der Ort wurde von den französischen Truppen erstürmt, die ein entsetzliches Blutbad anrichteten und Alles niedermachten, dessen sie habhaft wurden. Dabei fielen ihnen dreitausend Gefangene in die Hände. Diese Kriegsgefangenen ließ Napoleon töten. Den Hergang schildert General Keim in dem von mir herausgegebenen Werk: „Napoleon I., Revolution und und Kaiserreich" folgendermaßen: „Der Obergeneral selbst berichtet: ‚Alles mußte über die Klinge springen; die Stadt, der Plünderung hingegeben, erlitt alle Schrecken eines mit Sturm genommenen Ortes.' Aber damit begnügte Bonaparte sich diesmal nicht. Er befahl, am folgenden Tage dreitausend Gefangene, die, in Moscheen geflüchtet, die Waffen gestreckt hatten, an das Meeresufer zu führen und dort zu töten, ‚dabei aber solche Vorsichtmaßregeln zu treffen, daß nicht ein Einziger von ihnen entrinnen könne'. Ein Augenzeuge berichtet über den Vorgang: ‚Es war Befehl gegeben worden, all diese Gefangenen mit dem Bajonnette nieder-

zustoßen, um die Patronen zu sparen, die anfingen, knapp zu werden. Am Morgen vor dem Abmarsch vertheilte man die Unglücklichen auf die Halbbrigaden. Es wurden Vierecke gebildet, Front nach innen; dann gingen wir mit dem Bajonnette auf diese lebendigen Massen vor. Alle wurden getötet. Die Soldaten gehorchten dem Befehl mit einem Gemisch von Abscheu und Schrecken.' Dieses Massacre von Jaffa ist wohl das dunkelste Blatt in der Geschichte napoleonischer Kriegführung. Man hat versucht, es mit der harten Nothwendigkeit des Krieges zu entschuldigen, weil es an Lebensmitteln gefehlt habe, die Gefangenen unterwegs zu ernähren; sie in Freiheit zu setzen aber unthunlich gewesen wäre, weil sie doch wieder die Waffen gegen die Franzosen ergriffen haben würden. Diese ganze Beweisführung bricht unter den eigenen Berichten Bonapartes zusammen, in denen er meldet, daß man allein in Jaffa 400 000 Rationen Zwieback und 20 000 Centner Reis und kurz vorher in Gaza 300 000 Rationen Zwieback sowie sonstige große Vorräthe an Lebensmitteln erbeutet habe. Der Mangel an Lebensmitteln konnte demnach nicht die entscheidende Ursache der entsetzlichen Schlächterei sein. Der Obergeneral wollte in erster Linie ein Exempel statuiren, das weit in den Orient hinein den Schrecken seines Namens verbreiten sollte. Daß ihm das Mitführen und Bewachen der Gefangenen an sich lästig sein mußte, mag zugegeben werden. Das kann aber niemals einen solchen unmenschlichen Massenmord Wehrloser entschuldigen. Es hat mit einer falschen Sentimentalität nicht das Geringste zu thun, wenn man dieses erbarmunglose Hinwegsetzen über die Gesetze der Menschlichkeit, des Christenthumes, des Völkerrechtes und selbst des Krieges als Das bezeichnet, was es war, als einen Akt, würdig eines grausamen orientalischen Despoten."

Vergleichen wir hiermit die Darstellung des selben Gegenstandes, die Roloff in seinem Werk „Napoleon I." giebt: Der europäischen Artillerie konnte Jaffa nicht lange Stand halten; es wurde erstürmt, geplündert und die ganze Garnison getötet. Ein Theil der Truppen, an zweitausend Mann, hatte sich ergeben, aber ihr Schicksal wendeten sie damit nicht. Napoleon konnte sie aus Mangel an Proviant nicht ernähren und aus Mangel an Truppen nicht überwachen: entlassen konnte er sie nicht, weil sie sogleich die Reihen seiner Feinde verstärkt hätten; es blieb also nichts übrig, als sie Alle, einem Urtheil der französischen Generale entsprechend, erschießen zu lassen. Barbarisch erscheint das Vorgehen auf den ersten Blick; und mehrere Tage lang bedachte sich Napoleon, ehe er den Spruch seiner Generale vollzog: aber die erste Rücksicht des Feldherrn, das Heil der eigenen Armee, machte die Grausamkeit unvermeidlich. Sie ist keineswegs ohne Beispiel in der Kriegsgeschichte und widerspricht humanitären Anschauungen nicht mehr als die Praxis des achtzehnten Jahrhunderts, die Kriegsgefangenen zum Dienst im Heere des Siegers zu zwingen."

Wohl jeden Denkenden wird diese Verschiedenheit der Anschauung über die selbe Sache befremden, um so mehr, als die Rollen gewissermaßen vertauscht sind, als der gediente und erfahrene Soldat der Menschlichkeit, der militärisch unerfahrene Historiker der soldatischen Gewaltthat das Wort redet. Suchen wir uns diese befremdliche Erscheinung zu erklären und prüfen zunächst die Darstellung des Gelehrten. Da heißt es: „Napoleon konnte die Gefangenen aus Mangel an Proviant nicht ernähren." Längst ist diese von dem Schuldigen

und seinen Anhängern verbreitete Mär widerlegt. Wegen des Nahrungmangels und aus zwei anderen Gründen soll dem Sieger „nichts übrig" geblieben sein, als die Generale um ihr Urtheil zu befragen und die Leute dann erschießen zu lassen. Als ob ein Höchstkommandirender, nun gar ein Napoleon, an das Urtheil seiner Generale gebunden wäre, als ob ein Feldherr nicht selbst die volle Verantwortung trüge, weil nur er zu befehlen hat und Niemand sonst! Es liegt auf flacher Hand, daß der schlaue Korse seine Gründe hatte, wenn er das Urtheil seiner Untergebenen einholte; er wollte die Verantwortung und mit ihr die üble Nachrede von sich ablenken: und wie man sieht, gelang ihm dieser Versuch bei gewissen Historikern. Der gutmüthige Napoleon braucht mehrere Tage, um den Spruch seiner Generale zu überdenken, bevor er ihn vollzieht und nach der „ersten Rücksicht des Feldherrn" die Unglücklichen erschießen läßt. Erschießen? Wir hörten doch eben, daß er sie, wie Raubthiere, mit dem Bajonnett ermorden ließ. Durch den Spruch der Generale, die „erste Rücksicht" und das Erschießen ist der fürchterliche Vorgang in eine Beleuchtung gerückt, die ihn dem unkundigen Leser als ziemlich harmlos erscheinen läßt.

Die „erste Rücksicht" eines Feldherrn — eine Verwässerung von suprema lex — ist nicht „das Heil der eigenen Armee", sondern suprema lex und ultima ratio sind der Sieg, das Niederwerfen des Feindes. Das Heer ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck; sein Heil kommt deshalb erst in zweiter Linie und oft ist eine ganze Armee dem Erfolge geopfert worden. Ein Feldherr von der Sorte des Fürsten Schwarzenberg blickte freilich mehr nach hinten auf sein Heer als vorwärts auf den Feind; aber darum hat er auch so viel Unheil, so viele Halbheiten angerichtet. Also der Satz von der „ersten Rücksicht" ist eben so falsch, eben so schwarzenbergisch halb wie alles Andere, nur ganz und gar nicht napoleonisch.

Bonaparte konnte die zweitausend Mann übrigens sehr gut mitführen; vielleicht als Lastträger von Proviant und Munition unter strenger Androhung, daß jeder Widerstand und jeder Fluchtversuch den Tod bedeuteten. Die Zweitausend hätten keine Orientalen und überdies nicht meist zum Kriegsdienst gepreßte Leute sein müssen, wenn sie nicht blind gehorcht hätten. Napoleon hat diese einfache und nächste Lösung nicht einmal versucht; augenscheinlich, weil sie ihm, wie Keim richtig sagt, lästig war und er den Mord als Schreckmittel brauchte. Der Mord war demnach thatsächlich nicht Vollzug eines Urtheils der Generale, sondern eine kalt berechnete politische That, der Gedanke eines der größten Menschenverächter, den die Geschichte kennt.

Die Ansicht des Erzählers läuft darauf hinaus: Alles, was einem Feldherrn für seine Armee nothwendig erscheint, ist nicht nur erlaubt, sondern geboten. Man vergegenwärtige sich aber, wohin solche Annahme führen kann, ja, führen muß. Hält man, wie Ludwig XIV., eine Wüstenei als Grenze gegen das Nachbarland für nothwendig, — nun, so verbrennt man eben die Dörfer und Städte; sind Einem Gefangene besonders lästig oder beeinflussen sie gar die ganze Kriegführung ungünstig, wie im Loirefeldzuge 1870, so schlägt man sie einfach tot; hat man Hunger, so nimmt man dem Bürger sein Brot ohne Entgelt; und giebt ers nicht gutwillig, dann hilft Blei und Bajonnett; wird eine Festung vom Feinde belagert und die Einwohner verkürzen die Nahrung: gut,

so läßt man sie verhungern; und gefällt ihnen Das nicht, so macht man sie kalt. Diese Anschauung des Historikers verträgt sich nicht mit den Grundbegriffen unserer Kultur, an der die Welt Jahrtausende lang gearbeitet hat. Und dann: was für den Feldherrn „erste Rücksicht" ist, ist es schließlich für Jedermann; sein „Heil", das seiner Familie, erscheint jedem Menschen als „erste Rücksicht". Hungert Jemand, so hat er, kraft der Lehre vom „Heil", das Recht zu Diebstahl und Mord, zu jeder Gewaltthat, um sich Nahrung zu verschaffen; ist er obdachlos, so verdrängt er Den, der ein warmes Stübchen besitzt. Das wäre der Krieg Aller gegen Alle. Neben dem „Ich" aber bestehen Gesellschaft, Staat und Menschheit; ihnen ist das „Ich" nicht über-, sondern untergeordnet. Für den Feldherrn gelten neben dem „Heil" seiner Armee die Gesetze der Menschlichkeit und die des Krieges, worauf schon Keim hinwies. Roloff sagt, das Verhalten Napoleons widerspreche humanitären Anschauungen nicht mehr als die Praxis des achtzehnten Jahrhunderts, die Kriegsgefangenen zum Dienst im Heer des Siegers zu zwingen. Erstaunt sieht man: auf der einen Seite werden Wehrlose mit Bajonnettstichen abgeschlachtet, auf der anderen werden Gefangene dem Heer des Siegers als ehrliche Soldaten eingereiht, und zwar zu einer Zeit, wo das Nationalgefühl noch schwach entwickelt war und die Truppen zum großen Theil aus geworbenen Berufssoldaten bestanden, die bald diesem, bald jenem Landesherrn dienten, wenn er nur zahlte. Und diese zwei himmelfernen Dinge sollen auf gleichen „humanitären Anschauungen" beruhen!

Ziehen wir die Summe. Ein Vorgang, der wohl zu erklären, aber nicht zu entschuldigen ist, wird beschönigt und gerechtfertigt. Damit berühren wir eine traurige Seite der modernen Geschichtauffassung. Sie zeigt geradezu eine Verwirrung der sittlichen Grundbegriffe. Sie predigt die Philosophie der Selbstsucht, den Götzendienst des Erfolges. Während bei einem Napoleon und bei sonstigen „großen Männern" Alles erlaubt erscheint, Alles mild beurtheilt wird, verfährt man äußerst streng, wo der Erfolg fehlt oder gar das Unglück einzog. Der Erfolg ist der Gott. Und leider nicht nur für viele moderne Historiker, sondern für einen großen Theil der modernen Menschheit. Aber es handelt sich dabei nicht allein um abgestumpftes Moralgefühl, sondern — mildernd müssen wirs hinzusetzen — auch um unklares Denken. Das verräth in unserem Fall schon der Stil. Im ersten Satz Roloffs heißt es: Die ganze Garnison wurde getötet; unmittelbar darauf sind noch zweitausend Mann am Leben. Wo kommen diese zweitausend Mann plötzlich her, wenn alle niedergemacht waren? Unklarer Stil beweist unklares Denken, — nur zu oft die Wurzel alles Uebels. So kommt es, daß ein Berufshistoriker, ohne mit der Wimper zu zucken, rechtfertigt, was ein Mann des Degens rückhaltlos tadelt.

Beachtenswerth finde ich, daß Männer, die solche Ansichten vertreten, Lehrer an deutschen Hochschulen sind. Wer will sich da wundern, daß der Idealismus aus dem Studentenleben weicht und skrupelloser Selbstsucht Platz macht?

Professor Dr. Julius von Pflugk-Harttung.

Der neue Kirchhof.

Der Totengräber von Petzenhausen, einem zwischen den letzten Bergschwaden nordwärts des Harzes gelegenen wohlhäbigen Bauerndorf, hatte nach geraumer Zeit wieder einmal hart bei der Kirchmauer ein Grab gegraben und besah nun kopfschüttelnd die Schädel und Gebeine, die auf dem frischen Erdhaufen lagen. Er paßte einige Schenkel zusammen, suchte die entsprechenden Knochen und Schädel dazu und fand, daß er die Ueberbleibsel von mindestens fünf ehemaligen Petzenhäusern vor sich hatte. Der alte Detje nahm den besterhaltenen Schädel in die Hand, betrachtete ihn eine Weile, sann und grübelte und kraute sich in der grauen Bartkrause. Er maß die hohe Schädelstirn mit den gespreizten Fingern, nickte lebhaft und rief noch lebhafter: „Dat maut Andreis Battermann sien!“ Andreis Battermann, der alte Dorfphilosoph, wie ihn mal Einer genannt hatte, Andreis, der bei allem Ungemach seines Lebens nie ein Kopfhänger war, auch keinen Kopfhänger um sich duldete, der immer, wenn das Seil seiner Hoffnung ihm jählings zerriß, die beiden Enden unverdrossen wieder zusammenbrachte und dabei sang:

„Wir wollen den Adam nochmal schmieren
Und die Kunst nochmal probiren.“

Detje prüfte und maß den Schädel noch einmal und nickte wieder, während ihm eine feine Thräne ins Auge schlüpte. So ein starkes, ungewöhnliches Gehäuse mit der charakteristischen Bucht da hinten, — 's litt gar keinen Zweifel: Das war Andreis Battermann; und Detje konnte es wissen, denn er hatte ihn gut gekannt, auf der Erde und sozusagen auch unter der Erde, denn er machte die Gräber schon seit mehr als vierzig Jahren und hatte auch dem alten Andreis dies Grab gegraben.

Wie er den Schädel noch so sinnend betrachtete, wars ihm auf einmal, als würde er ihm auf der Hand lebendig, als hörte er wieder Andreis Battermanns Stimme:

„Wir wollen den Adam nochmal schmieren
Und die Kunst nochmal probiren.“

Detje legte den Schädel rasch, aber sehr behutsam hin und schüttelte energisch den Kopf. „Nein, Andreis Battermann, Das wollen wir nicht! Jetzt nicht mehr und jedenfalls hier nicht mehr. Jenseits, ja wohl, — aber hier sollst Du Deine ungestörte Ruhe haben, denn es muß ein neuer Kirchhof angelegt werden oder ich will nicht mehr Totengräber sein.“

Als die Kirchthurmsglocke schlug und die Kinder aus der nahen Schule schreiend daherwirbelten, schloß Detje das Kirchhofsthor und warf einige Schuten voll Erde über die Knochen. Schon aber drängten sich die Kinder am Thor, zwängten die Nasen durch das Gitter und suchten schauerlustig die Gebeine zu erspähen; etliche Buben kletterten bereits über die hohe Mauer und kamen dem Grabe so nah, wie sie es vor der manchmal drohend aufgereckten Totengräberschute nur wagen konnten.

Schon seit fünf Jahren redeten sie in Petzenhausen davon, daß man endlich einmal mit dem Knochengerappel aufhören, also einen neuen Kirchhof anschaffen müsse. Und noch immer war kein endgiltiger Entschluß zu Stande

gekommen. Wie es denn dem Nothwendigen, springt es aus dem alten Gleis, in solch einer Dorfgemeinde einmal so geht: es wird nicht auf den Schoß, sondern vor die Hörner genommen.

Zwei Parteien rangen mit einander um das Uebergewicht; aber die eine war nur sehr klein. Und diese kleine Partei sagte: es sei ein Skandal und ihr Gefühl leide es nicht länger, daß man die Ahnen und Urahnen alle dreißig Jahre, manchmal auch viel früher, aus der geheiligten Ruhe heraufhole und Tage lang nackend und blos in der Sonne liegen lasse; hätten sich doch beim letzten „Faßlabend" gar etliche Burschen mit den Schenkelknochen der Großväter geprügelt. Man solle die ehrwürdigen Gebeine endlich ruhig lassen und Obstbäume darauf pflanzen. Dann könnten die Ahnen die Gemeinde noch für alle Zukunft in den Bäumen segnen, bemerkte dazu der Geistliche, der natürlich zu dieser Partei hielt. Die große Partei aber sagte: aufs Gefühl komme es hier nicht an, sondern aufs Geld; und so ein neuer Kirchhof koste viel Geld. Wenns jedoch aufs Gefühl ankäme: warum es dann nicht auch ein ganz schönes Gefühl sein könne, wenn Einer von Zeit zu Zeit mal seine Ahnen wiedersehe und sich die Knochen für den Großvater oder die Großmutter wieder zusammenstellen könne. Es sei doch von Alters her so gewesen, daß immer wieder von vorn angefangen wurde, wenn man die Reihe „rum" war; warum es nun nicht in Zukunft so bleiben solle.

Der Großkötner Hornhart, der das große Wort bei dieser Partei führte, erinnerte grobwitzig an Andreis Battermann, der immer gesagt habe: „Wir wollen den Adam nochmal schmieren und die Kunst nochmal probiren." Hornhart, dessen großer Hof im Oberdorf eine stattliche Breite zwischen der langen Dorfstraße und der dicken alten Feldhecke, die das Dorf einsäumte, herrisch ausfüllte, hätte es nicht nöthig gehabt, so sehr aufs Geld zu sehen; denn um den Antheil, der auf ihn kam, brauchte er nicht einmal ein Kalb zu verkaufen. Aber die vollsten Säcke stehen am Steifsten. Und ist Einer voll von Gold und Geld, kann er nicht auch noch voll von Gefühlen sein. Das Eine schließt, wenn nicht immer, so doch allzumeist, das Andere aus. Der Eine hats Geld und der Andere das Gefühl. Das ist einmal so in der Welt, und wärs anders, ich meine, so würde es auch wohl möglich sein, daß an den langen Pappelbäumen süße Feigen wüchsen, da sie doch Platz genug haben.

Der Kirchenvorstand rieth hin und her und sagte sich: Könnten wir nur dem Hornhart das Horn ausbrechen! Ja, darauf kam es in der That an, denn wie die Menschheit überhaupt, so bestand besonders die petzenhäuser Gemeinde in ihrer weitüberwiegenden Mehrheit aus Heerdenvieh, das nur nach den Hammelhörnern an der Spitze sieht. Da man dem Großkötner also nicht mit dem Gefühl beikommen konnte, mußte mans denn mal mit etwas Härterem versuchen. Der Kirchenvorstand klügelte eine List aus. Warum soll nicht auch ein Kirchenvorstand einmal listig sein, falls er sich durchaus nicht anders helfen kann?

Man richtete an Hornhart ganz vertraulich die Anfrage, ob er wohl von seiner überm Dorf gelegenen „Breiten Koppel" ein Stück für den neuen Kirchhof hergeben würde. Selbstverständlich, fügte man umständlich hinzu, falls es überhaupt einmal zur ernstlichen Anlage eines neuen Kirchhofes komme. Nun gehörte Hornhart durchaus nicht zu jenen losen Bauern, die sich so leicht einen

Acker abhandeln lassen; er hatte aber längst im Stillen überschlagen, welch ein vortheilhaftes Geschäft so eine Kirchhofsanlage für den Ackerverkäufer werden könne. Erstens war in diesem ungewöhnlichen Falle sicher mit einer Vervielfachung des ortsüblichen Ackerpreises zu rechnen. Man konnte also für den abzustehenden Morgen gut drei andere wieder kaufen, zumal seit einiger Zeit in Petzenhausen Aecker genug feil waren. Wurde aber — so überlegte Hornhart weiter — der neue Gottesacker in richtiger Weise auf seiner Breiten Koppel angelegt, so hatte er die Kirchengemeinde völlig in seiner Hand; bei der gewiß einmal nöthig werdenden Vergrößerung des Kirchhofes konnte sie nur von ihm kaufen, er mochte fordern, was er wollte. Und er wollte fordern, was er mochte.

Freilich war das Sterbenstempo in Petzenhausen immer ein sehr langsames gewesen; konnte aber in Zukunft nicht einmal ein Trab oder Galopp daraus werden? Konnten nicht allerhand Epidemien hereinbrechen? Wie im vergangenen Jahr in Grossendorf, wo in wenigen Wochen zehn Alte und fünfzehn Junge vom Typhus dahingerafft wurden? Ueberdies galt es als eine große Ehre, das Land zum Gottesacker hergegeben zu haben; man konnte sich bei Gott und den Menschen angenehm und wichtig machen und bekam noch einen Haufen Geld dazu.

Der Kirchenvorstand hatte gemuthmaßt, daß Hornhart so ähnlich denken würde. Und er hatte sich nicht verrechnet, wie sich alsbald herausstellte.

Hornhart, ein großer, starker Mann mit einer kurzen, aber sehr runden Stirn, that freilich erst ganz „weithin". Denn er war ein Diplomat und ließ sich nicht in die Stube gucken, ehe nicht Alles hübsch zurechtgestellt war. Also seine Breite Koppel! He ja! Das sei eine Koppel, wie sie Keiner im Dorfe habe, — Keiner! Und eine geeignetere Stelle für den neuen Kirchhof gebe es gewiß rund um Petzenhausen herum nicht mehr. Aber solch eine Koppel lasse man sich doch nicht zerschneiden. Zumal, wenn mans nicht nöthig habe.

Der Kirchenvorsteher, der es übernommen hatte, dem Großkötner auf den Zahn zu fühlen, wußte nun schon, woran er war; dennoch stellte er sich, als könne er drei große Bohnen und fünf kleine nicht so auf der Stelle zusammenzählen. Es sei schade, bedauerte er, als er schon über den langen Steinweg zurückschritt So ein Stück aus Hornharts „Breite" hätte sich gar zu gut für den neuen Gottesacker geeignet.

He nun, man schöbe ja doch kein Brot in den ungeheizten Backofen, meinte Hornhart entgegenkommend. Das Sterben wäre ja nun einmal nicht abzuschaffen, und da man mit der Zeit doch um den neuen Kirchhof nicht herumkäme (Aha! machte der Kirchenvorsteher innerlich), so könne man die Sache noch einmal besprechen. Er sehe ja ein: mit dem fatalen Knochengerappel müsse es wirklich ein Ende nehmen. Und wo so gute Gründe seien, da wolle er schließlich kein solcher Unmensch sein, daß er nicht für eine gemeinsame christliche Sache ein Opfer brächte (Aha! machte der Kirchenvorsteher, aber nur wieder ganz bei sich). Es habe eben jedes Ding seine zwei Seiten, schloß der Großkötner; man müsse es nur mal umwenden. Und er habe es umgewandt.

Was soll ich Weiteres sagen?

Der Kirchenvorstand hielt den Großkötner bei den Fittichen und der Großkötner wieder meinte, er hielte den Kirchenvorstand bei den Fittichen, — und so

kam es zwischen Morgen und Abend zu einer Vereinbarung, wonach der neue Kirchhof wirklich auf Hornharts Breiter Koppel überm Dorfe angelegt werden sollte. Natürlich gegen eine Summe, die den Sack steif und strack machte.

Daß die Obrigkeit den Handel zu bestätigen hatte, der Kirchenvorstand darum einen entsprechenden Vorbehalt machen mußte, schlug Hornhart in seiner plötzlichen Begeisterung für den neuen Kirchhof nicht weiter an; an dieser Bestätigung konnte ja auch gar nicht gezweifelt werden; dazu war der neue Kirchhof zu nöthig und Hornharts Gewicht zu gewichtig. So gründlich war seine Gesinnung umgeschlagen, daß er sogar mit dröhnender Stimme bestritt, überhaupt je gegen den neuen Kirchhof gewesen zu sein, eben so wenig wie er gegen das Sterben selbst sei. Was man brauche, brauche man; und ein Kirchhof sei keine Kirmeß, die man feiern oder nicht feiern könne, je nachdem man Lust habe.

Es war kein Mann und kein Mensch in Petzenhausen, der es mit dem Großen und Gewaltigen verderben wollte, der sich erkühnt hätte, auch nur einmal mit der Achsel zu zucken, wenn Hornhart ihn ins Auge nahm. Sie nickten, wenn er sprach, und sagten Ja, wenn er nickte, gaben es ihm aber um so kräftiger, wenn er nicht dabei war.

Man schlug die ersten Planken um den neuen Gottesacker, — und schon jagte auch der Tod ins Dorf, ihm seinen ersten Tribut zu bringen.

Die endgiltige Prüfung und Genehmigung durch die Obrigkeit stand zwar noch immer aus; konnte es aber daran fehlen? Auch geweiht war die neue Ruhestätte noch nicht, doch sollte Das zugleich mit dem ersten Begräbniß geschehen. Also ging Detje auf den neuen Acker und grub das erste Grab.

Während sonst in Petzenhausen die Toten auf dem letzten Gange nur von den Angehörigen und Nachbarn begleitet wurden, betheiligte sich bei diesem außergewöhnlichen Begräbniß die ganze Einwohnerschaft am Gefolge.

Sogar der Herr Amtshauptmann war aus der Kreisstadt gekommen, um bei der Einweihung gegenwärtig zu sein. Der vornehme und gefürchtete Herr sprach vor allem Volk mit Hornhart und lobte und ehrte ihn so, daß der ohnehin schon sehr von sich eingenommene Großkötner dann noch einmal so stolz in dem großen Gefolge einherschritt. Jeder Blick, mit dem er um sich warf, schien zu sagen: Habt Ihrs gesehen? Mit mir hat der Amtshauptmann gesprochen! Ja, wäre ich nicht, so hättet Ihr noch lange, ha, noch lange keinen neuen Kirchhof gekriegt!

Der Leichenzug schlug einen sehr umständlichen Weg ein, um an dem alten Kirchhofe vorüber zu kommen. Man hielt hier einen Augenblick an, sah und nickte nach den alten Gräbern hinüber, als wärs ein Abschiednehmen der Toten von den Toten. Und die Cypressen und Tannen, die da und dort auf den eingefallenen Gräbern standen, die wilden Rosenbüsche an der Kirchhofsmauer und die stolzen Schwadronen der Brennessel, die längs der Mauern und an manchen Grüften Wache hielten, die Lilien und Nelken zwischen dem üppig wuchernden Gras und Kraut, — sie alle hoben sich und guckten über die Mauer, nickten wieder und neigten sich, als verständen sies gar wohl, was jetzt in Petzenhausen vorging, und als wären sies gern zufrieden.

Dem alten Totengräber aber, der der Feierlichkeit wegen mit der blanken Schute am Ende des Zuges schritt, — dem alten Totengräber wars, als hörte es Andreis Battermann aus dem letzten neuen Hügel rufen:

„Wir wollen den Adam nochmal schmieren
Und die Kunst nochmal probiren“ . . .

Der Alte mochte sich in seinem frommen Totengräbergemüth gegen die Stimme aus der Erde sträuben, wie er wollte: er hörte sie so deutlich wie vor dreißig oder vierzig Jahren, hörte sie deutlicher als all die hundert feinen und groben Stimmen des langen Leichenzuges, die zusammenstrebten in dem alten Sterbelied aus dem Kirchengesangbuch:

„Alle Menschen müssen sterben,
Alles Fleisch vergeht wie Heu!“ . . .

Der alte Totengräber setzte wiederholt kräftig mit ein, verfiel aber jedesmal in Andreis Battermanns Lied. Er schüttelte es in sich ab, machte mit der Schute, als ob ers wie einen klebrigen Erdkloß darauf hätte, merkte aber, daß sichs weder abschütteln noch wegschaufeln ließ, daß es festsaß wie ein Kobold. Er empfand diesen seltsamen Zustand halb wie eine geisterhafte Fopperei, halb wie eine Sünde, weil er meinte, daß sein Sinn nicht ernst genug zu dem Herrn über Leben und Tod gerichtet sei. Und in der Ungewißheit über das Wahre in seinem augenblicklichen Zustande fühlte er sich in seiner Seele gedrängt, den Herrn, dessen schrecklichen Ernst er in dem ungewöhnlich langen schwarzen Zuge verkörpert sah, um Geduld und Vergebung zu bitten. Aber selbst in diesen Gebetsseufzer sang Andreis Battermann:

„Wir wollen den Adam nochmal schmieren
Und die Kunst nochmal probiren . . .

Verzweifelt schüttelte Detje sich aufs Neue, daß Alle, die vor und neben ihm gingen, einander bedenklich ansahen und ein Melodieende zurückblieben, das dann auffällig nachdröhnte. Und die Schuljugend, die mit ihrem Lehrer dem Sarge in geordnetem Zuge voranschritt, begann mit weithin tönenden hellen Stimmen den sechsten Vers des tröstlichen alten Sterbeliedes:

„O Jerusalem, Du Schöne,
O wie helle glänzest Du!
Wie ein lieblich Lobgetöne
Hör' ich jetzt in stiller Ruh!
O, der großen Freud' und Wonne!
Jetzo gehet auf die Sonne,
Jetzo geht mir an der Tag,
Der kein Ende nehmen mag.“

Der letzte Vers dauerte bis an den Handweiser, der oben vor dem Dorf steht. Noch drei Strophen mehr: und er hätte bis zu dem neuen Friedhof gereicht. Doch horch! Die Lerchen waren schon dabei, das Lied fortzusetzen; nur daß sie einen anderen Text und eine andere Melodie wählten.

Ein sinnender Bauer am Ende des Zuges sah ihnen nach, nickte und sagte zu seinem Nachbar, dem Totengräber: die ins Unendliche aufsteigende Lerche zeige ihnen, welchen Weg die Menschenseele nehme, während der Leib hier zu Grabe getragen werde, und daß der neue Kirchhof überhaupt nicht unsere bleibende Stätte sei. Detje nickte und sagte: „Wir wollen den Adam“ . . ., brach aber kopfschüttelnd ab, schob Andreis Battermann sanft bei Seite, lauschte angestrengt auf die Lerche und übersetzte ihr Lied anstößig laut in: „Nah'n Himmel is't wiet, wiet, wiet hen . . .“

Nach dem Himmel ists weit, weit, weit hin! Ja, so sang die Lerche wohl; aber wäre der Weg auch noch so weit, brauchte doch keine erlöste Seele so viel, in den Himmel zu kommen, wie eine Lerche brauche, um mit ihrem Liede aus dem grünen Klee in die hohen Lüfte zu steigen, meinte der Bauer.

Sie wunderten sich Beide, der Bauer und der Totengräber, daß sie durch die Lerche auf solche Gedanken gekommen waren. Und es fiel ihnen ein, daß sie auf dem Wege zum alten Gottesacker noch niemals eine Lerche gehört hatten; auch aus diesem Grunde wäre es gut, meinten sie, daß sie einen neuen Friedhof im freien Felde bekommen hätten, wo die Lerchen alle Tage ihre Himmelsleitern hinaufstiegen. Da gewöhne sich die Menschenseele um so eher an den Weg und an seine Richtung.

Als die Spitze des Zuges den Kirchhof erreichte, trat Hornhart in gewichtiger und geräuschvoller Weise aus dem Gliede, um mit raschen Schritten voranzugehen. Er fühlte sich gewissermaßen als Gastgeber des Todes und schritt Allen voran als Erster auf den neuen Kirchhof, um sozusagen die Honneurs zu machen. Der Herr Pastor gab ihm im Vorbeigehen noch einmal die Hand, um ihn zu ehren; und wenn auch der Herr Amtshauptmann die Hand nicht ausstreckte, so ließ er es doch an einem wohlwollenden Zunicken, das Alle sehen konnten, nicht fehlen. Detje eilte mit seiner Schute an den Rand des Grabes, guckte hinunter und schüttelte leise den Kopf.

Der Pastor erhob seine Stimme und hielt eine ergreifende Predigt über das Wort: „Der Mensch ist wie eine Blume auf dem Felde; wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da und ihre Stätte kennet sie nicht mehr."

Und dann kams, was Detje schon vorausgesehen, aber leider — um den neuen Friedhof nicht zu gefährden — für sich behalten oder als nicht „der Rede werth" bezeichnet hatte: jähe Wasserspritzer schossen aus dem Grabe empor, als die Träger den Sarg in dem weißen Laken hinunterließen, und man hörte ein klatschendes und schölendes Geräusch. Das Wasser, das sich in dem Grabe angesammelt hatte, war über dem Sarge zusammengeschlagen. Die Träger stockten eine Weile, sahen einander aus fahlen Gesichtern an, zogen die Stricke unwillkürlich wieder an und mußten den Sarg doch ganz hinunterlassen, so daß er im Wasser völlig verschwand. Ein Grausen ging durch alle Reihen. Die Frauen und Mädchen unter den Angehörigen des Toten verhüllten ihre Gesichter, wandten sich ab und weinten laut. Der Amtshauptmann, der nun an den Grabesrand trat, zog eine finstere Miene, sprach leise mit dem Pastor und schüttelte energisch den Kopf. Die am Nächsten standen, hörten, wie er sagte: „Zu hoher Grundwasserstand!" Der alte Totengräber aber hörte nur wieder Andreis Battermanns Stimme: „Wir wollen" ... Aber nun schüttelte und schaufelte er nicht mehr. Nun nickte er; nun begriff er, warum ihm das Lied des alten Dorfphilosophen all die drei Tage lang nicht mehr aus dem Sinn kommen wollte. Fast hätte ers dem stolzen Hornhart laut und triumphirend ins Gesicht gerufen:

„Wir wollen den Adam nochmal schmieren
Und die Kunst noch einmal probiren!"

Die heiklen und für alle Seiten sehr aufregenden Verhandlungen, die dem unvorsichtigen Begräbniß folgten, um den Kirchhofshandel wieder rückgängig zu machen, sollen uns hier nicht mehr aufhalten. Auch um das Loch, das Horn-

harts Patriotismus auf einmal bekommen hatte, wollen wir schnell herumgehen. Man muß einem so großen, eigensüchtigen Manne immerhin Einiges zu Gute halten, meinten die gutwilligen Petzenhäuser und thatens auch; denn sie sehen nach ihrer Art einmal lieber ins Gleiche als ins Ungleiche.

Dahingegen hielt Hornhart den Petzenhäusern nichts zu Gute. Eine Schlange voll Gift und Grift fraß an seinem Herzen, umwand und umwickelte ihn, zischte und stach nach Allen, die in seine Nähe kamen. Aber was er auch anstellte, um seinen Vortheil und seine „Reputation" zu wahren: es half ihm nichts. Die Breite Koppel mußte den Leichnam wieder herausgeben und mußte es „von Rechtes wegen". Der Vorbehalt war es, der vertrackte Vorbehalt, der den Großkötner „unterkriegte". Hornhart, bis ins innerste Mark verwundet, ging Tage lang nicht mehr von seinem Hofe. Er brütete Rache. Ja, hätte man noch den Toten wieder auf den alten Kirchhof bringen wollen! Aber nicht! Nein, wie es in der erlassenen Verfügung von oben herunter ganz kurz und knurrig hieß: unverzüglich sei ein besserer Platz auf grundwasserfreiem Boden zu suchen. Ja, darin sah er nun noch die Hauptkränkung. Als ob es in der ganzen petzenhäuser Gemarkung einen besseren Platz gäbe! Einen besseren Platz!!

Wie hatte doch Andreas Battermann gesungen? Hornhart, Du kanntest ja das Lied so gut! Paßte es nicht auch auf die jetzige Lage, da man die Kunst, einen neuen Kirchhof zu finden, nochmal probiren mußte?

Ohnmächtig mußte er zusehen. Seine eigene Stimme, mit der er sich so energisch für den neuen Kirchhof entschieden hatte, band ihn, schmiedete ihn an; sie war eine That, die nicht ungeschehen gemacht werden konnte, und wären Hornharts Hörner noch siebenmal so hart und groß gewesen, als sie waren.

Nach gründlicher, sachverständiger Bodenuntersuchung wurde der neue Kirchhof nun unterhalb des Dorfes angelegt, wo überall milder, durchlässiger Untergrund war. „Wir wollen die Kunst noch einmal probiren", sagte der alte Detje, als er die Schute wieder zur Hand nahm; denn es galt jetzt, die Leiche aus Hornharts Acker wieder auszugraben und als erste auf dem neusten Friedhof zu bestatten; womit dann zugleich die Einweihung verbunden werden sollte.

Der feierliche Tag rückte heran. Und das erste Grab wurde gegraben. Man sah nach dem Wasser, fand aber keine Spur. Das Grab war spröd und trocken wie eine Feldfurche am hellen Sommertag. Als man am anderen Morgen aber wieder an das Grab kam, war es fast bis an den Rand voll lauteren Wassers. Der Kirchenvorstand entsetzte sich und beschloß sofort die Aufschiebung der Feier. Doch hatte sich das Grab noch lange vor Mittag wieder völlig geleert, und als der Abend kam, war es wieder rauh und trocken wie eine Feldfurche unter der Sonne. Die Leute schüttelten die Köpfe, und da es nicht geregnet hatte, konnte sich Niemand, am Allerwenigsten der Totengräber, erklären, woher das Wasser gekommen sei. Man wartete auf den Morgen; und siehe: als man im Näherkommen einen Stein ins Grab warf, spritzte das Wasser hoch empor. Man rief Sachverständige herbei; sie gruben und forschten den ganzen Tag, zerbrachen sich die Köpfe, riethen hin und her, konnten aber keine Ursache finden und meinten am Ende, da müsse der Teufel seine Hand im Spiel haben.

Was die Sachverständigen im Scherz geäußert, ging bald als grausenvoller Glaube durch Hof und Haus und der Schauder wurde noch größer, als

der Nachtwächter, der zufällig einmal um Mitternacht erwacht war und nach dem neuen Friedhof ausgelugt hatte, mit allen heiligen Versicherungen erzählte, er habe einen Mann über den Kirchhof hinwegschreiten sehen, der sei so groß gewesen wie ein Pappelbaum und so breit und schwarz wie ein Schornstein und habe Schritte gemacht, wie wenn zwei große Pappelbäume im Kreuz übereinandergelegt würden. Viele lachten, denn sie wußten, daß ihr Nachtwächter nichts wußte, wenn er nichts geträumt hatte. Aber Detje nickte, und als er am nächsten Morgen früh näher zusah, fand er ganz frische und ganz eigenthümliche Fußspuren, die hin zum Grabe führten und wieder her und so ungewöhnlich groß und breit, so seltsam doppelfüßig erschienen, daß sie unmöglich auf einen gewöhnlichen Menschenfuß zurückzuführen waren.

Den ganzen Tag dauerte das Laufen der Neugierigen nach dem Grabe. Nur Hornhart schien gegen solche Neugierde gefeit zu sein; doch spähte er gar oft aus dem Eulenloch seines Hauses nach dem neuen Kirchhof hinaus, grimmig und höhnisch lachend, wenn er die ab- und zugehenden Menschengruppen sah.

Es fiel kein Licht vom Himmel; und schon kam der Kirchenvorstand zusammen, um auch diesen zweiten Kauf wieder rückgängig zu machen... Es fiel kein Licht vom Himmel; aber es schoß empor aus der Tiefe der Hölle.

Am achten Morgen wars, nachdem man das Grab gegraben hatte, als plötzlich ein vielstimmiges, furchtbares Geschrei ins Dorf hineingellte. Zwei Füße, zwei ganz gewöhnliche Menschenfüße, die in breitsohligen, dicken Stiefeln staken, ragten aus dem Grab und eine Mütze lag am Grabesrande! Barmherziger Heiland! Es währte lange, bis man sich überwand und den Leichnam herauszog. Er war steif und strack und die eine Hand hielt das Tragholz umklammert, das zwischen den beiden großen Eicheneimern auf dem Grabesboden lag... „Hornhart! Hornhart!" schrien Alle; und wie besessen rannten die Meisten vom Kirchhof hinweg.

Ja, nun war das Räthsel gelöst, nun fand sich auch, wie man Alles durch das Vergrößerungsglas der aufgeregten Phantasie gesehen hatte. Aber daß Hornhart eigens das Wasser in das Grab hineingetragen habe, um sich darin zu ertränken, konnte man doch nicht gut annehmen. Ohne Zweifel hatte er, um sich zu rächen und die neue Kirchhofsanlage zu hintertreiben, das Wasser über Nacht in das Grab hineingetragen. Dabei war er ausgeglitten, kopfüber ins Grab gestürzt und hatte sich das Genick gebrochen.

Viele unter den Alten wollten sich freilich mit dieser natürlichen Erklärung nicht begnügen. Die Einen meinten, der Teufel habe ihn hinabgestoßen und ihm dabei den „Hals umgedreht"; Andere wieder und darunter Detje, der Totengräber, dachten sichs so, daß die Toten, die so oft aus ihrer Ruhe gestört wurden und so lange vergeblich auf den neuen Kirchhof warten mußten, an Hornhart Rache genommen und ihn mitternachts zwischen Zwölf und Eins mit dürrer Hand hinabgestoßen hätten. Im Reich der Toten gelte eben Andreas Battermanns Philosophie nicht mehr, erklärte Detje, der Totengräber, der immer noch nicht von dem Sprüchlein loskommen konnte.

Heinrich Sohnrey.

Ein Landerziehungheim.

Gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen. Programm des Landerziehungheims Laubegast. Berlin, Gerdes & Hödel.

Ich übergebe der Oeffentlichkeit den Plan einer Schulgründung, die in diesem Herbst in Angriff genommen werden soll. Denn die Frage der gemeinsamen Erziehung ist in der Theorie wenigstens spruchreif geworden. An einer ernsthaften Verwirklichung der Idee fehlt es aber in Deutschland. Andere Länder sind uns längst in der Ausgestaltung dieses Gedankens voraufgegangen. Ich habe nach Professor Rein die Zahlen angeführt. Hier genügen zwei Zahlen: in den Vereinigten Staaten von Nordamerika folgten im Jahre 1895 in den größeren Städten 93 Prozent der öffentlichen Schulen diesem System; in Norwegen ist durch das Schulgesetz von 1896 die gemeinsame Erziehung für Staatsschulen eingeführt worden. Was über die pädagogischen Erfolge berichtet wird, ist geeignet, unsere Hoffnung zu stärken. Der nächste Zweck — und darum auch der nächste Angriffspunkt — ist die Möglichkeit gleicher Bildung für Frauen und Männer. Wenn wir den Streit mit Vertretern einer verblichenen Weltanschauung ablehnen, so werden alle möglichen Einwände paralysirt, sobald man den Begriff „Bildung" in der Allgemeinheit faßt, die ihm gebührt. Die Aufgabe der Schule ist nicht die Vorbildung für bestimmte Berufsarten. Diese elende Auffassung hat allerdings die Frauen von der Theilnahme an jeder höheren Bildung ausgeschlossen; sie hat aber auch unser gesammtes Bildungwesen in ungesunde Bahnen gebracht. Denn sie mußte mit der Differenzirung der Lebensverhältnisse zu der Unterschiedlichkeit der „Bildungideale" führen, über der die Einheitlichkeit unserer Weltanschauung verloren zu gehen droht. Da schon die Lebensinteressen unser Volk bedauerlicher Weise in Gruppen theilen, die einander nicht mehr verstehen: wo soll es dann noch einen gemeinsamen Boden geben, wenn nicht die Bildung ihn schafft? Wohl machen sich Bedenken geltend, die sich auf physiologische und psychologische Verschiedenheit der Geschlechter berufen. Die Sonderart zu leugnen, ist eine Thorheit; sie aus der Welt schaffen zu wollen, ein nutzloses und verderbliches Unterfangen. Denn in der Differenzirung hat das Leben den Reichthum an Motiven zu seiner Fortentwickelung. Wir müssen diese Sonderart verstehen und mit ihr rechnen; alle Einrichtungen (kleine Klassen, Zusammenarbeit männlicher und weiblicher Lehrkräfte, jede mögliche Verbindung von Schule und Leben) müssen von dieser Rücksicht geleitet sein. Aber unter diesem heilsamen Zwang erhält der Unterricht Fülle und Leben. Doch unsere Hoffnungen gehen weiter. Die Erfahrung lehrt, daß jedes Geschlecht, für sich allein erzogen, die Eigenthümlichkeiten seiner Geistes- und Gemüthsanlagen potenzirt, oft über die Grenze hinaus, die gegenseitiges Verstehen noch möglich macht. Und wenige Beispiele genügen, um zu zeigen, daß durch dauernde Berührung und Wechselwirkung auf beiden Seiten Tugenden gestärkt, Härten gemildert, Schwächen zurückgedrängt werden. Wenn nun im Leben überall Männer und Frauen neben einander stehen müssen: warum soll diese Wechselwirkung erst beginnen, wo die abgeschlossene Entwickelung eine Beeinflussung erschwert, vielleicht unmöglich macht? Wir brauchen für eine neue Zeit auch ein Neues in dem Verhältniß von Mann und Weib: den Begriff echter, freier Kamerad-

schaft auf der Grundlage gegenseitigen Verständnisses und gegenseitiger Achtung. Aber dazu genügt gemeinsamer Schulbesuch nicht: dazu gehört das gemeinsame Jugendleben, das so gesund und so frei gestaltet sein muß, daß es jede Einwirkung gestattet und jede Entwickelung ermöglicht. Und nun kommt das andere schwerwiegende Bedenken: die sittliche Gefährdung. Allen Vorurtheilen und aller Unkenntniß gegenüber sage ich: Gesunde und natürliche Lebensweise, Zusammensein in einem frohen, reinen Kreis mit Erwachsenen, besonnene Führung und unmerkliche Aufsicht, Arbeit, die den Körper müde macht und den Geist von unnützen Phantasien ablenkt, die Achtung, die in dem anderen Geschlecht Anderes sehen läßt als das Mittel zum Sinnenreiz, und die natürliche Scheu, die dem Verkehr die Grenzen zieht —: Das sind die Mittel, die Schamhaftigkeit stärker und gesünder zu erhalten als alle Absperrung, die doch ein Unding und eine Unmöglichkeit ist. Die Engländer haben in der gemeinsamen Erziehung auf Grund Jahre langer Erfahrungen das beste, vielleicht das einzige Mittel zur Bekämpfung der moral insanity erkannt.

Was die gemeinsame Erziehung voraussetzt und fordert, sind Verhältnisse in der Zusammenarbeit von Schule und Haus, die wir heute nicht haben. Soll also der Gedanke verwirklicht werden, so muß er sich selbst die Verhältnisse schaffen. Er kann es durch eine Erziehunganstalt, die Leben und Unterricht als geschlossene Harmonie so organisirt, wie diese Idee am Fruchtbarsten wirken kann. Diese Möglichkeit ist gegeben in einem Landerziehungheim. Seit 1898 giebt es Landerziehungheime auf deutschem Boden Name und Organisation stammt vom Dr. Hermann Lietz. Er wollte einen „Schulstaat" schaffen, wo das Leben nach dem Grundsatz der Einfachheit, Gesundheit und Natürlichkeit geordnet sein, der Unterricht ein Theil des Lebens werden, das Leben und der vertraute Umgang mit den Lehrern, die Meister und Führer sind, erziehen sollte. Veröffentlichungen aus diesem Heim haben die Kunde von der Ausgestaltung dieses Lebens in weite Kreise verbreitet. Die Idee des Landerziehungheimes ist heute anerkannt als ein Weg zur Gesundung unseres Unterrichts- und Erziehungwesens. In der Ausgestaltung dieser Idee ist für uns der Weg gegeben, Das zu erreichen, was wir dem jungen Geschlecht, aus der Erkenntniß unserer Mängel heraus, wünschen: ein reicheres und edleres Verhältniß der Geschlechter, das in dem Gefühl echter, freier Kameradschaft, in gegenseitigem Verstehen und Achten wurzelt, und beiden Kraft und Gesundheit, leibliche und geistige Frische, festen Willen, Freiheit des Gedankens und der That, Muth und Freude zum Leben.

Ich habe in einem Abschnitt meiner Brochure „Unser Heim und unser Leben" geschildert; ich kann natürlich hier die Einzelheiten nicht bringen. Das Grundsätzliche kann ein lebendiges Bild nicht geben. Zunächst mußte ich den Gedanken des „Schulstaates" für uns ablehnen, obwohl das Landerziehungheim immer als ein „kleiner Wirthschaftstaat" charakterisirt wird. Gedanken Fichtes gaben die Anregung dazu, Gedanken, die werthvoll sein mögen, für uns aber unfruchtbar sind. Denn die gemeinsame Erziehung hat ihr natürliches Vorbild, an das sie in ihrer Ausgestaltung sich anlehnen muß, nicht im Staat, sondern in der Familie. Ein Heim soll geschaffen werden. Diesen Heimcharakter zu wahren und zu pflegen, ist unsere Aufgabe. Daraus ergiebt sich eine Zahlbeschränkung, die eine große Ausdehnung des Wirthschaftbetriebes weder ermöglicht

noch erfordert (der Schulstaat Haubinda mit seinen ungefähr 1400 Morgen hat in sechs Klassen etwa 120 Schüler), und dazu gehört das Zusammenwirken von Männern und Frauen an dem Werk der Erziehung. Zu einem gesunden und naturgemäßen, freien und tüchtigen Leben soll die Knaben und Mädchen ein Heim auf dem Lande vereinen. Einfache ländliche Verhältnisse erhalten den Geist des Kindes frisch und aufnahmefähig. Der geistigen Arbeit hält körperliche die Wage, da die Zöglinge an der Arbeit, die die ländliche Haushaltung erfordert, im Garten, in der Werkstätte, theilnehmen. Um so mehr fühlen sie sich dann als Glieder zu einer lebendigen Gemeinschaft verbunden, zu der auch Lehrer und Lehrerinnen mit ihrer ganzen Persönlichkeit gehören. Der Körper wird geübt und gestählt durch Turnen, Spiel, Lauf, Wandern u. s. w. Uebrigens hat Dr. Lahmannn (Weißer Hirsch) es freundlich übernommen, in allen ärztlichen und hygienischen Dingen uns fachmännisch zu berathen und zu helfen. Das Zutrauen zu der körperlichen Tüchtigkeit erzieht im Kinde gesundes Selbstvertrauen. Größere Reisen in die Ferne und Fremde erweitern den Blick und helfen dem Unterricht, der überhaupt stets mit dem Leben in engem Zusammenhang bleibt, aus ihm schöpft und es wieder durchdringt.

Ein dritter Abschnitt bespricht „Bildung und Schulplan." Auch hier nur einige Grundsätze. Die leitende Erkenntniß ist die, daß die Bildung, in der sich alle Gebildeten eines Volkes zusammenfinden sollen, das Ergebniß der nationalen geistigen Kultur sein muß. Alle sprachliche Schulung, logische und ästhetische, wird an unserer Muttersprache erworben. Wir stellen die Ziele der sprachlichen Bildung hoch, denn sie ist das wesentlichste Stück aller Bildung. Wir lernen denken durch die Sprache. Die fremde Sprache ist Bildungzweig, nicht Bildungträger. Mit dieser Anerkenntniß schaffen wir uns die Möglichkeit, neben der für Alle gleichen Allgemeinbildung jede Zusammenstellung der zu erlernenden Fremdsprachen der Wahl frei zu lassen. Damit wird aber dieser Unterricht auch so entlastet, daß er weniger Zeit und Arbeit beansprucht. Wir ordnen den Lehrplan so, daß wir unseren Schülern die Möglichkeit geben, nach neunjährigem Besuch der Anstalt die Maturitätprüfung entweder an einem Gymnasium oder einer Oberrealschule zu bestehen. Ueber die Bedeutung der einzelnen Wissensfächer, über Umfang und Gang des Unterrichtes habe ich in meiner Brochure gesprochen. Besonders ausführlich über den deutschen Unterricht, der, wie nicht erst bewiesen zu werden braucht, das Fundament sein muß. Hier will ich nur noch andeuten, daß auch der Kunst und Literatur bei uns mehr Raum und Zeit gewährt werden soll, als es gewöhnlich in den Schulen geschieht.

Wir sind uns sehr wohl bewußt, daß wir Schwierigkeiten zu erwarten haben, die in Verhältnissen und Vorurtheilen liegen, aber auch solche, die das Problem uns bietet. Und wir sind uns der vollen Verantwortlichkeit bewußt. Können wir halten, was wir versprechen, so haben wir das Unsere gethan, einer Idee zum Siege zu verhelfen. Zeitigen wir die erhofften Resultate nicht, so würde vielleicht für lange Zeit das System als untauglich hingestellt werden. Wir sehen ohne leichtfertige Illusionen in die Zukunft, aber doch mit dem Muth und mit dem Glauben, der Alles wagt im Vertrauen auf die gute Sache.

Hermann Hoffmann.

Nationales Petroleum.

Ehre der Stadt Köslin! Dort, ganz nah am Strande der Ostsee, haben sich sechsundzwanzig gut deutsche Männer, die in Theer und Oelen handeln, zusammengethan, um einen Rütlischwur gegen den fremden Tyrannen zu leisten, der in seiner Yankeeheimath John Rockefeller genannt wird, in die Lande Hermanns des Cheruskers aber unter der Firma der Deutsch-Amerikanischen Petroleumgesellschaft sich eingeschlichen hat und von Bremen aus allen Teutonen den Fuß auf den Nacken setzt. Ein unaufhaltsam scheinender Siegeslauf trug die Fahnen des rockefellerischen Erdöltrusts über Deutschland; die That von Köslin hat ihn gehemmt. Nie war noch einem deutschen Industriezweig gelungen, was dem Standard Oil Trust in einem kurzen Jahrzehnt gelang: er vermochte sein Netz so fest über alle Städte und Dörfer des Reiches zu spannen, daß kaum ein Händler blieb, der sein Petroleum nicht vom Trust bezog, so klein auch der Nutzen war, den ihm der Trust ließ. Da kamen die Sechsundzwanzig von Köslin. In feierlicher Versammlung beschlossen sie, Mr. Rockefeller, all seinen Hundertmillionen zum Trotz, den Gehorsam zu kündigen, seinen Schergen keine Waare mehr abzunehmen, wieder freie Männer zu sein wie einst und lieber das Leben zu opfern, als in das Joch des fremden Eroberers zurückzukehren. Den Eiden der Geschäftsleute giebt erst die Festsetzung hoher Strafen die rechte Weihe; denn nur noch in Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf. Auf solche Weise ward also auch der Eid bekräftigt, den die sechsundzwanzig Kösliner schworen. Bald nach dem Rütlischwur kam ein Sendling von Rockefeller herbei, der den Tapferen drohte, er wolle neue Geschäfte aus dem Boden stampfen, die ihnen in Oelen und Theer, in Seife und Wachs, kurz, in Allem, was ihren Erwerb ausmacht, einen mörderischen Konkurrenzkampf bereiten würden, falls sie nicht vorzögen, sich bei Zeiten dem Trust löblich zu unterwerfen. Nun darf man gespannt sein. Ganz Köslin hat an die zwanzigtausend Seelen. Aber wackere. Auf dem nahen Gollenberg steht ein Denkmal für die Pommern, die im Kampf gegen den Unterdrücker von 1813 und 1815 fielen. Rockefellers starke Hand lastet auf den Sechsundzwanzig, die in Theer und Oelen handeln, mindestens so schwer, wie auf ihren Vätern die Hand Napoleons gelastet hat. Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Köslin hat die Waffen aufgenommen. Und wenn von den Sechsundzwanzig auch kein Einziger den Sieg erringt: ein Denkmal wird dereinst verkünden, daß der Geist der Alten auch in den Jungen lebendig war, als es galt, dem Rockefeller den Herrn zu zeigen.

Vielleicht aber blüht ihnen doch ein Erfolg. Denn schneller, als man ahnen konnte, ist ihre Saat aufgegangen. Schon weht ein frischer Hauch durchs Land. Der Unwille gegen den fremden Petroleumkönig steigt, die Begeisterung für eine nationale Petroleum-Dynastie wächst. Nur die Hymne fehlt noch. Wird sie gefunden: dann ist der Brand nicht mehr zu löschen. Da haben im psychologischen Augenblick nun wieder die großen Banken eingegriffen. Ihrer Weisheit ist zu danken, daß die Bewegung, die stürmisch zu werden drohte, in ruhige Bahnen gelenkt, die Neigung zur Ueberschwänglichkeit sicher eingedämmt wurde. Nur ihrer Weisheit natürlich. Jede andere Rücksicht als die auf den nationalen Wohlstand bleibt ihren Entschlüssen fern. Ueble Nachrede hat zwar behauptet,

eins der deutschen Finanzinstitute, die sich jetzt zur Befreiung Deutschlands vom Diktator Rockefeller rüsten, sei mit dem Frevler Hand in Hand gegangen, als vor einigen Jahren, unter dem Ministerium Carp, der erste Versuch gemacht wurde, die rumänischen Petroleumfelder in großem Stil zur internationalen Versorgung heranzuziehen. Aber den Besten wird oft das Schlechteste nachgesagt; und jedenfalls ist die beredete Bank inzwischen ihrer nationalen Pflicht sich bewußt geworden. Oder wagt Jemand, zu zweifeln, daß die deutsche Aktion, die in Rumänien unternommen wird, rein sittlichem, rein nationalem Drange entspringt? Nein; so ruchlos ist Niemand. Die Diskontogesellschaft insbesondere hat nie eine Gelegenheit versäumt, die ihr den Beweis gestattete, daß sie das ethische Moment über alle anderen stellt und in erster Linie der Nation, dann erst den Antheilbesitzern dienen will. Oder? Nie . . Das ist vielleicht ein Bischen zu viel gesagt. Just kommt mir Venezuela in den Sinn. Da, könnte Mancher meinen, hat die Diskontogesellschaft das Reich mehr in Anspruch genommen als ihm gedient; und das eigensinnige Gedächtniß, das gerade dann wach wird, wenn mans am Liebsten verlieren möchte, wühlt in Erinnerungen an die Dortmunder Union mit ihrer chronischen Sanitis. Was kann ich dafür? Der Abschluß der Union fürs vorige Jahr ist soeben herausgekommen und ruft solche Gedanken aus tiefem Schlummer. Recht schön, daß man diesmal doch wieder einen Gewinn erlebt, der die Million weit übersteigt; wer mag da benörgeln, daß man, um diesen Gewinn zu erzielen, 1800000 Mark den Rückstellungen entnehmen mußte? Freilich: von der Bitterniß früherer Jahre mischt sich noch immer Etwas in die Betrachtung, wenn die Rede auf Dortmunder kommt. Oder Luther-Maschinen. Auch so eine widrige Ausnahme, die doch nur die Regel bestätigt. Dieses Unternehmen, dessen Aktien vor wenigen Jahren mit einem Aufgeld von 75 Prozent emittirt wurden, hat nach den glänzenden Dividenden von 10 bis 12 Prozent, die der Emission vorangingen, nichts mehr vertheilt und ist nun glücklich auf dem Punkt angelangt, wo die Dortmunder Union schon drei-, vier- oder fünfmal — ich möchte die Zahl vergessen — vor den Leidtragenden stand. Ein Skandal hat den an und für sich schon unangenehmen Fall noch besonders sichtbar gemacht. Kurz vor dem Jahresabschluß, im Juni, hat die Verwaltung die Lage des Unternehmens in einem Lichte dargestellt, dessen rosige Strahlen den schroffsten Gegensatz zu dem Fiasko schufen, das der jetzt erschienene Schlußbericht mit seinen erschreckenden Ziffern bekennen muß. Entgleisungen, nichts als Entgleisungen, die einer Bank mit so tiefem Gefühl für das Gemeinwohl leicht zustoßen können, wenn sie sich einmal gezwungen sieht, eine Angelegenheit ausschließlich unter dem leidigen Gesichtspunkte des Geschäftes, nur des Geschäftes zu beurtheilen. Doch Brutus ist ein ehrenwerther Mann; und wenn die Diskontogesellschaft jetzt daran geht, das deutsche Publikum nach langen Jahren einer argentinierlosen Zeit mit einem von englischen Herrschaften abgelegten Anleiherest argentinischer Eisenbahn-Schuldverschreibungen zu beglücken und zur selben Zeit rumänische Petroleumquellen zu exploitiren, die in majorem Germaniae gloriam helfen sollen, Deutschland vom Rockefeller zu befreien, so thut sie Das im Hochgefühl ihrer Mission. Die Sucht nach Dividende ist bei diesem ältesten berliner Privatinstitut eben nie so stark wie das Bewußtsein der gegen das Vaterland zu erfüllenden Pflicht.

Und die Pflicht, dem deutschen Vaterland nationales Petroleum zu schaffen, muß endlich erfüllt werden. Der Standard Oil Trust, von dessen Aktien fünf Sechstel John Rockefeller gehören, droht, der mit Recht so beliebten Kulturmenschheit den Hals zuzuschnüren. Vor Kurzem erst hat er wieder den Petroleumpreis gesteigert und uns einen Vorgeschmack davon gegeben, was er sich erlauben würde, wenn seiner Herrschaft die letzten Schranken genommen, der Bestand auf immer gesichert wäre. Die Schranken errichtete ihm die Konkurrenz der Länder, die, außer Amerika, Erdöl in solchen Massen erzeugen, daß der Trust mit ihnen rechnen muß. Mit Rußland, dem größten seiner Konkurrenten, hat er sich abgefunden. Oesterreich und Rumänien sind erst viel später auf seine Liste gekommen. Nun aber steht er mitten im Kampf gegen sie. Das Kampfobjekt umfaßt Produktion und Konsum. Es handelt sich um die Behauptung der lokalen Vorherrschaft als Abgeber in Deutschland und der Weltvorherrschaft als Erzeuger. Deutschland hat im Jahr 1902 für mehr als 71½ Millionen Mark amerikanisches, für kaum 12 Millionen Mark Petroleum aus anderen Ländern bezogen. Auf solches Uebergewicht verzichtet ein Mächtiger wie Rockefeller nicht leichten Herzens; und die Thatsache, daß seit 1899 eine beständige, wenn auch absolut noch unbedeutende Zunahme der Petroleumeinfuhr aus anderen Ländern auf Kosten der amerikanischen zu verzeichnen ist, muß ihm zu denken wie zu fürchten geben. Um so mehr zu fürchten, als in diesen anderen Staaten die Petroleumfelder erst in den Anfängen ihrer Entwickelung stehen, während die amerikanischen immer deutlichere Spuren der Erschöpfung zeigen. Die Tageserzeugung des Trusts bleibt gegen den Bedarf schon um Tausende von Fässern zurück. Seine in den östlichen Häfen Amerikas angesammelten Vorräthe sind innerhalb der letzten zehn Jahre von 40 auf 5 Millionen, die der westlichen Plätze von 24 auf 16 Millionen Faß zusammengeschrumpft. Das ist kaum genug, um den steigenden Bedarf die nächsten zwei Jahre lang zu versorgen. Hieraus erwuchs die zweite, noch schwerere Sorge Rockefellers, die nämlich, daß einst ein Tag anbrechen könnte, wo er oder sein Werk, dem er über seinen Tod hinaus verknüpft ist, in die zweite Reihe zu rücken hätten. Deshalb der heiße Streit um die Erdölquellen in Rumänien und Oesterreich, deren Besitz dem Sieger zwei Kronen brächte: die Souverainetät im deutschen und im Weltgeschäft nebst unumschränkter Willkür in der Preisbestimmung. Was wir dann erleben würden, ist an den Erfahrungen zu messen, die mit amerikanischen Rohstoff-Corners, zuletzt noch mit dem in Baumwolle, gemacht worden sind.

Deutsche Handelskammern, die berufenen Organe der nationalen Kaufmannschaft, waren unermüdlich in der Bekämpfung des Trusts; aber sie kämpften mit Worten. Deutsche Minister verschiedener Bundesstaaten haben den Kampfeseifer gebilligt; aber Tankanlage um Tankanlage ist dem Trust, der in diesen kostspieligen, von keinem Zweiten so leicht zu bestreitenden, den Absatz wesentlich fördernden Röhrenleitungen mit Recht eins seiner wichtigsten Kriegswerkzeuge sieht, auf deutschem Boden bewilligt worden. Erst die Banken mußten kommen, die Deutsche Bank, die Diskontogesellschaft und das Haus Bleichröder, um das erlösende Wort in die erlösende That zu übersetzen. Die Diskontogesellschaft erwarb im Bunde mit Bleichröder „als kleinen Anfang" einen Theil der rumänischen Telega-Erdölgesellschaft, die Deutsche Bank einen Theil der

Erdölgesellschaft vom Rumänischen Stern. Von der hohen Patronanz, die den beiden — in England naturalisirten — Unternehmungen nach mancherlei Fährnissen zu Theil wurde, hat man ihnen an der Wiege nichts gesungen; seit ihnen aber deutsche Großbanken ihre Gunst zuwandten, wurden sie natürlich bewundert und umbuhlt. Den Antheil am Rumänischen Stern erwirbt die Deutsche Bank sozusagen im Ausverkauf. Nach berühmten Mustern. Direktor Dernburg von der Darmstädter Bank könnte einen höchst belehrenden Vortrag über das Thema halten, wie solche Ausverkaufswerthe manchmal nur in gute Gesellschaft zu kommen brauchen, um rasch im Werth zu steigen. Zum Beispiel: Hypothekenforderungen, die man im Ramsch von einer verkrachten Pfandbriefbank übernimmt, über die man — vor der Uebernahme — nicht abfällig genug urtheilen konnte. Während die Diskontogesellschaft sich anschickt, ihrem „kleinen Anfang" im rumänischen Petroleumgeschäft eine bedeutsame Fortsetzung zu geben, hat die Deutsche Bank ihre Hand kühn auch schon nach Oesterreich ausgestreckt, um sich in einer der größten Petroleumgesellschaften der verbündeten Monarchie, der Schodnika, festzusetzen. Schodnika! Welche Flüche hefteten sich an diesen Namen, als die Gesellschaft nach glänzenden Anfängen einen ähnlichen Weg ging wie Luther-Maschinen und zugleich mit den schönen Dividenden die schönen Kurse auf Nimmerwiedersehen schwanden! Auch diesem Sündenfall soll nun im Himmel der Deutschen Bank eine Läuterung folgen. Glück auf den Weg! Kein Bedenken und keine Erinnerung darf den Versuch hemmen, eine deutsch-nationale Petroleumindustrie zu schaffen, die das Land von der Fremdherrschaft befreien soll. Dem Yankee wird nur nach Gebühr heimgezahlt, wenn jetzt Rumänien und Oesterreich seinen Werbungen sich widersetzen und vorziehen, das idealen Regungen entstammende Angebot des deutschen Kapitals anzunehmen, statt der nur von der Rücksicht auf Rockefellers Tasche geleiteten Offerte des Standard Oil Trust.

Deutsch-nationales Petroleum! Da würde ein Traum aller Patrioten Wirklichkeit. Aller, mit Ausnahme, natürlich, der Hannoveraner. Mit diesen Hannoveranern hatte ja unser Imperialismus stets einen schweren Stand. Hannover hat nämlich selbst Petroleumfelder und neuerdings hat sich sogar die Internationale Bohrgesellschaft zu Erkelenz, deren Name und hohe Bedeutung seit den Vorverhandlungen über das neue Kohlensyndikat allgemein bekannt geworden sind, mit diesen hannoverschen Erdölfeldern zu identifiziren begonnen. Jetzt erhebt Hannover den Anspruch auf das Privileg, von sich sagen zu dürfen, daß es aus deutschem Boden mit deutschem Gelde deutsches Petroleum gewinnen werde, um das Monopol des Standard Oil Trust zu brechen. Wer unternähme es, diesen staatsrechtlichen Konflikt zu lösen? Ich nicht. Die Hauptsache ist, daß die deutschen Verbraucher, denen später Petroleum von der Deutschen Bank oder von der Diskontogesellschaft geliefert wird, sich in ihrem Patriotenbewußtsein gestärkt fühlen. Im Uebrigen kann ich kaum erwarten, zu sehen, wie die beiden Bankinstitute die Preise stellen werden. Bleiben sie dabei, vor Allem das ethische Moment zu berücksichtigen, dann kann ich nur sagen: Ich wünsche den Aktionären, daß mit Herrn Sorge, den die eine der Banken als technischen Fachmann angestellt hat, nicht auch Frau Sorge ihren Einzug halte. Wird aber aus dem neuen Zweig ihrer Thätigkeit mit der Zeit ein Geschäft, dann wird sich am Ende noch mancher vom Joch der Fremdherrschaft befreite Deutsche dereinst nach den Ketten zurücksehnen, mit deren Lösung er heute beglückt werden soll.

Dis.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.